

Volkswacht

für Schlesien

mit den wöchentlichen Beilagen: „Unterhaltung“, „Sozialistische Literatur-Kundschau“, „Für die Frauen“, „Arbeiter-Sportbewegung“ u. der monatlichen Beilage „Für die Arbeiter-Jugend“

Bezugspreis: Die „Volkswacht“ erscheint wöchentlich 6 mal und ist durch die Carl-Expedition: Marktstraße 4/6, durch die Buchhandlung der „Volkswacht“, Neue Graupenstraße Nr. 5, durch die Zweigstelle: Algenröschstraße 14/15, sowie durch alle Ausläger zu beziehen. — Bezugspreis im voraus zu entrichten wöchentlich 1,20 Goldmark, monatlich 7,20 Goldmark. Durch die Post frei ins Haus 1,20 Goldmark, monatlich 7,20 Goldmark.

Organ für die werktätige Bevölkerung

Verlagsort und Hauptgeschäftsstelle: Breslau 2
Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Ring 1206. Redaktion Ring 3141.
Postfach-Konto: Postfach-Lini Breslau Nr. 5852.

Anzeigenpreis: Je Zeile für gewöhnliche Anzeigen aus Schlesien 70 Pf. (Stettinangebote 10 Pf. Familienanzeigen, Stellenangebote, Vereins-, Veranlagungs- und Wohnungsanzeigen 7 Pf. Kleine Anzeigen pro Wort 2 Pf., das letzte Wort 4 Pf. Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis vormittags 11 Uhr (1 Tag vorher) in der Haupt-Expedition Marktstraße 4/6 oder in den Zweigstellen abgegeben werden.

Ein neues Kabinett Briand.

Herriot hatte abgelehnt.

Paris, 9. März. (Eigener Drahtbericht.) Briand hat am Dienstag nachmittags nach einer kurzen Unterredung mit dem Präsidenten der Republik den Auftrag zur Neubildung des Kabinetts im Prinzip angenommen. Er hat seine definitive Antwort für Dienstagabend in Aussicht gestellt. Sein Entschluß hat in den politischen Kreisen einige Ueberrassungen hervorgerufen, nachdem Briand noch am Montagabend erklärt hatte, daß er unter keinen Umständen die Ministerpräsidentenschaft übernehmen würde. Man hat diese Weigerung zwar keineswegs als definitiv angesehen, hatte aber geglaubt, daß Briand zunächst einen Auftrag zur Neubildung des Kabinetts ablehnen und erst nach dem für sicher angesehenen Scheitern der anderen Kombinationen, von denen man seit zwei Tagen sprach, annehmen würde. Statt dessen hat der Präsident der Republik am Dienstag zunächst Herriot berufen und diesem die Konstituierung der neuen Regierung angeboten. Dieser hat jedoch nach einer fast einstündigen Aussprache mit Doumergue abgelehnt mit der Begründung, daß unter den gegebenen Verhältnissen und besonders mit Rücksicht auf die Verhandlungen in Genf nur Briand als Ministerpräsident in Frage kommen könne.

Paris, 10. März. (Eigener Funkenbericht.)

Das neue Ministerium Briand ist gebildet. Briand hat noch im Laufe der Nacht seine Vorschläge beendet und das neue Kabinett gegen 2 Uhr morgens dem Präsidenten der Republik vorgelegt. Es setzt sich zum größten Teil aus Mitgliedern des vorigen Kabinetts zusammen: aus drei Ministerien und zwei Unterstaatssekretariate haben neue Inhaber erhalten. Briand hat außer dem Finanzminister Doumergue den Justizminister Renaux, den Innenminister Chaumons und den Staatssekretär für die besetzten Gebiete Chauvin, die sämtlich dem linken Flügel der Radikalen Partei angehören und gegen die Doumergueschen Finanzpläne gestimmt hatten, ausgeschieden. Der Unterstaatsminister Fallières hat unter diesen Umständen den Eintritt in das neue Kabinett abgelehnt. Die auscheidenden Minister wurden von Briand ersetzt durch Perret, der das Finanzministerium übernommen hat, ferner durch den Präsidenten und den Sekretären der Finanzkommission Malvy und Lamoureaux, von denen ersterer das Innenministerium, letzterer das Unterrichtsministerium erhalten hat.

Zwei Unterstaatssekretariate wurden besetzt durch den der „Demokratischen Linken“ angehörenden Senator Kostand (Handelsmarine) und den der Radikalen Linken angehörenden Senator Fallières (Finanzen).

Parteipolitisch setzt sich das neue Kabinett zusammen aus drei Mitgliedern der „Demokratischen Linken“ des Senats, zwei Radikalsocialisten, drei Republikansocialisten, einem „unabhängigen Sozialisten“ (Laval), zwei Mitgliedern der „Radikalen Linken“ und zwei „Linksrepublikanern“. In die Unterstaatssekretariate teilen sich ein Radikalsocialist, vier Mitglieder der „Radikalen Linken“, zwei „Republikansocialisten“.

In einer anderen Pariser Meldung werden dieselben neuen Minister mit einer etwas anderen Verteilung genannt.

Briand hat im ganzen eine Verschiebung nach rechts vorgenommen, indem er alle aufrechten Linksdemokraten ausschloß, während er an Stelle seines bisherigen rechten Flügelmannes, des Finanzministers Doumergue, einen nur der Form nach der Linken weiter entgegenkommenden Mann ins Kabinett nahm und dem gleichfalls linksbürgerlichen neuen Minister Malvy, der im Kriege mit Caillaux zusammen als Hochverräter galt, anscheinend ein Amt gibt, in dem er seine radikale Stellung in den Hauptfragen weniger betätigen kann. Die Parteirichtungen der übrigen Minister führen zwar alle Worte, wie „radikal“, „links“, „unabhängig“ und sogar „sozialistisch“, im Titel, sind aber durchweg gemäßigt bürgerlich, wenn auch die eigentlichen Rechtsparteien noch ausgeschaltet bleiben. Die Mehrheit für das Kernproblem der französischen Politik, die Frankentilgung durch neue Steuern, wird sich dieses Kabinett aber durch Heranziehung auch der offen rechtsgerichteten Gruppen suchen müssen.

Das Linkspartei der Maiwahlen des vorigen Jahres dürfte damit endgültig begraben sein. Bei seiner Sprengung ist es aber der laßlichen und klugen Taktik unserer französischen Genossen offenkundig gelungen, den ehrlichen Teil der Linksbürgerlichen mit zu sich in die Opposition herüber zu ziehen.

Zentrum und Volksentscheid.

Der Zentrumsprelle scheint der Beschluß der Reichstagsfraktion, die Zentrumswählerchaft von der Teilnahme am Volksbegehren zurückzuhalten, große Kopfschmerzen zu verursachen. Sowohl die Provinzpresse wie das Zentralorgan der Partei, die „Germania“, beschäftigt sich mit dem Problem, ob eigentlich der Reichsparteivorstand oder die Reichstagsfraktion für die Stimmenthaltung beim Volksbegehren kompetent sei. Während die Zentrumsozialisation von München-Gladbach soweit ging, in einer Entschließung die Parole der Reichstagsfraktion abzulehnen und die Teilnahme am Volksbegehren freizugeben, da der Reichsparteivorstand des Zentrums sich bezüglich des Volksbegehrens noch nicht gebunden habe, versucht die „Germania“, ohne der Reichstagsfraktion allzu wehe zu tun, einen vermittelnden Standpunkt zwischen der Wählerchaft des Zentrums und der Fraktion einzunehmen.

Deutscher wird das Organ des babilischen Zentrums, der „Babilische Beobachter“. Er veröffentlicht in der letzten Sonntagsausgabe zwei Zukriften aus seinem Leserkreise, die eines Arbeiters und eines Bauern. Der Arbeiter schreibt: „Es hat in weiten Zentrumskreisen die Aufforderung der Reichstagsfraktion große Unzufriedenheit hervorgerufen. Man kann es gar nicht verstehen, wie man eine solche Aufforderung vom Stapel ließ, die dem Volksempfinden gar keine Rechnung trägt. Man bekommt bittere Worte zu hören über die erwähnte Aufforderung und man laßt sich allgemein, daß man von den „notleidenden“ kirchlichen Herrschaften während des Krieges genug beschwindelet wurde; es sei nur an die berüchtigte Parole zum „Durchhalten“ erinnert, wo das Volk darben und Entbehrungen auf sich nehmen mußte, während diese Herrschaften noch „standesgemäß“ lebten.“

Auch der Landwirt verwirft mit deutlichen Worten das Abfindungskompromiß im Reichstag: „Der größte Teil der ländlichen Bevölkerung ist mit der ausgegebenen Parole bezüglich der Frankentilgung nicht zufrieden. Mit den Millionen könnte man viele Not lindern und die Härlichkeiten könnten immer noch standesgemäß leben; zudem viele Herren der Kirche Güter genommen bezug, in den Staat einbezogen haben.“

Das babilische Zentrumorgan stellt weiterhin fest, daß die von der Reichstagsfraktion ausgegebene Parole auf die Zentrumswählerchaft sehr schlecht gewirkt habe und läßt darüber gar keinen Zweifel, daß sie in Stadt und Land einhellig nicht befolgt wird. Der Volksentscheid zur Frankentilgung sei so „vollständig wie schon lange nichts mehr auf dem Gebiet der Politik“.

Aufrechte Demokraten für das Volksbegehren — gegen ihre Parteileitung!

Demokratische Ortsvereine fordern ihre Anhänger auf, trotz der Entschließung der demokratischen Parteileitung, sich in die Listen einzutragen. Ein Teil der großen demokratischen Presse gibt den Ansichten der Demokraten Raum, die für das Volksbegehren eintreten. Eine öffentliche Versammlung der Deutschdemokratischen Partei Groß-Frankfurt hat noch einem Referat von Prof. Schücking eine Entschließung gefaßt, in der es heißt:

„Das erreichte Kompromiß bedeutet zweifellos einen großen Fortschritt; aber trotzdem ist die Volksbewegung des Volksbegehrens zu unterstützen, um weiteres zu erreichen. Deshalb empfiehlt die Versammlung die Unterstützung des Volksbegehrens.“

Eine ähnliche Entschließung hat die Mitgliederversammlung der Demokraten von Spandau gefaßt.

Neue Beweise für Mussolinis Mordanstiftung.

Paris, 8. März. (Eigener Funkenbericht.)

Die italienische Emigrantenzeitung „Corriere degli Italiani“ drückt den ihr aus Rom zugegangenen Schluß gegen Daminis und seine Helfershelfer ab, die die Rechtsbeistände der Witwe und der Söhne Matteotti bei der Strafammer in Rom eingereicht haben. Das eindeutige Schriftstück enthält die unüberleglichen Beweise für die Anstiftung der Ermordung unmittelbar durch Mussolini. Sie enthält insbesondere den Wortlaut der Aussage Daminis gegenüber Ripelli am Abend des Mordtages, die dieser im letzten Augenblick vor dem Abschluß der Verurteilung wiederholte: „Es ist etwas sehr Erstaunliches passiert. Matteotti ist tot. Wir haben ihn auf Befehl Rissis und Mussolinis gefaßt. Sie haben uns gesagt, sie hätten den straffen, unüberwindlichen und zweifelhaften Befehl vom Ministerpräsidenten, den Mussolini.“ Diese Aussage Daminis stimmt mit den Hoffes und Marinellis gegenüber dem Senator de Rosa am 18. Juli 1924 überein, der damals Direktor der „Mazzini“ war und die gleiche Aussage an derselben Stelle der Unterredung an derselben Stelle wiederholte.

Das italienische Innenministerium hat eine Anzeige unterzeichnet gegen die „Schuldigen“ an der Ermordung des Matteotti über die Grenze nach Frankreich entsenden lassen.

Mussolini hat es abgelehnt, nach Genf zu gehen, nach dem dort sein angeblicher Aufenthalt gewesen und die demokratischen Anzeigen empfangen wurde.

Unser Volksbegehren.

Die Welle steigt.

Berlin eine halbe Million Unterschriften.

Der Montag als fünfter Einzugsungstag hat in Berlin und im Reich einen über alles Erwarteten günstigen Fortgang der Einzugsbewegung gebracht. In Berlin haben sich am Montag 129 508 Wahlberechtigte in die Listen eingetragen, zusammen bisher 436 534. Auch im Reich zeigt sich das selbe überaus günstige Bild. Der Sturm hat begonnen. Er wird bis zum Ende der Einzugsfrist anhalten! Auch am Dienstag ging die Einzugsbewegung in Berlin rege weiter. Sie dürfte gestern 500 000 Unterschriften erreicht haben.

Am Montagabend haben sich in Berlin im Durchschnitt 14,8 Prozent der Stimmberechtigten bei der Reichspräsidentenwahl in die Listen zum Volksbegehren eingetragen. Die prägenale Beteiligung schwankt in den 20 Berliner Bezirken jedoch außerordentlich stark von 22,8 Prozent im Bezirk Wedding bis 3,9 Prozent in Zehlendorf, dem feindlichen Berliner westlichen Vorort. Die großen Bezirke mit Arbeiterbevölkerung waren bereits durchschnittlich eine Beteiligung von über 15 Prozent auf. Unter 10 Prozent waren am Montagabend nur noch Charlottenburg, Wilmersdorf, Steglitz und Zehlendorf.

Leipzig, 9. März. (Eigener Drahtbericht.) Die Anteilnahme der Bevölkerung am Volksbegehren wird auch in Leipzig von Tag zu Tag stärker. Bis Sonntag waren es 28 367 Personen und bis Montagabend 44 688, die sich eingetragen hatten.

Stuttgart, 9. März. (Eigener Drahtbericht.) Bis Dienstagabend wurden in Stuttgart insgesamt 27 400 Eintragungen zum Volksbegehren gebucht. Im Heilbronner Industriegebiet haben sich bereits schon 25 Prozent der Wahlberechtigten am Volksbegehren beteiligt.

Bayerische Volkspartei gegen Fürstentompromiß.

Die Bayerische Volkspartei, die sich bei den Verhandlungen der Regierungsparteien zunächst gemeinsam mit den anderen Regierungsparteien für das neue Fürstentompromiß erklärt hatte, hat sich inzwischen ihre Haltung, wahrscheinlich infolge eines Druckes von München aus, anders überlegt. Sie erklärt

jetzt, daß die Abfindung der Fürsten Landessache sei und daß sie deshalb auf das vorgeschlagene neue Kompromiß nicht eingehen könne.

Der Versuch, durch den Abschluß eines neuen Kompromisses noch im Verlauf der Einzugsbewegung die Bewegung abzuwenden zu tun, ist damit gescheitert. Jetzt muß es auch dem Dämmern klar werden, daß es nur ein Mittel gibt, dem Volke Gerechtigkeit gegen die übertriebenen Forderungen der Fürsten zu verschaffen: die Unterstützung des Volksbegehrens.

Wie die Hohenzollern „Privateigentum“ erwarben.

Die „Deutsche Tageszeitung“, das Berliner deutschnationale Organ, liefert in ihrer Nummer vom 25. Februar 1926 einen instruktiven Beitrag zum Thema, wie die Hohenzollern zu Vermögen kamen.

Sie schildert das Schloß in Friedrichsfelde, das sich jetzt im Besitz der Familie von Treskow befindet. Das Schloß war ursprünglich im Besitz der Hohenzollern, die es jedoch verkauft haben. Wie fand aber die Hohenzollern zu diesem Besitz gekommen? Es gehörte einst dem Generaldirektor der kurfürstlich brandenburgischen Marine, Benjamin Rauke, der das Gut Kollenfelde erwarb und dort das Schloß erbaute. Ueber den Besitzwechsel heißt es in der „Deutschen Tageszeitung“:

„Nach des Kurfürsten Tode fiel Rauke durch die Intrigen seiner Neider in Ungnade. Sein Besitz und sein Vermögen wurden konfisziert. Friedrich III. nahm Rosenfelde in Besitz und änderte seinen Namen in Friedrichsfelde um; dorthin ließ der Herrscher auch die wertvolle Einrichtung aus Raukes Berliner Wohnung bringen.“

Nach dem Zeugnis der „Deutschen Tageszeitung“ haben die Hohenzollern Benjamin Rauke entschädigungslos enteignet und zwar zu ihren Gunsten. Der Gegenwert für die wertvolle Befestigung, die sie später veräußert haben, gehört heute zu ihrem „unbestreitbaren Privateigentum“. Es geschieht den Hohenzollern nur Recht, wenn sie heute durch das Volk zugunsten des Volkes enteignet werden nachdem sie ein la ekkanties Beispiel eines Eingriffs in das Privateigentum eines Privatmannes zu ihrer Bereicherung gegeben haben.

Engländer und Franzosen reden den deutschen Ministern zu.

In Gunten Spaniens und Polens.

Genf, 10. März. (Eigener Jumbert.)

Am Dienstag nachmittag fanden zur Vorbereitung der heute vormittag beginnenden Besprechung zwischen den Ländern, die den Locarnovertrag unterzeichnet haben, sehr wichtige Unterredungen statt, und zwar zunächst zwischen dem englischen Außenminister Chamberlain und Ludwig Stresemann sowie zwischen Stresemann und Paul Boncour-Louchet.

Chamberlain hat der deutschen Delegation noch einmal zu erklären, warum er die Erstellung künftiger Ratssätze an Spanien und Polen für notwendig hält. Er hat allerdings hinzugefügt, daß er die freiwillige deutsche Zustimmung für notwendig und angebracht halte. Von deutscher Seite wurde nachdrücklich darauf hingewiesen, warum Deutschland, ohne damit einem Staat gegenüber feindliche Gesinnung zu zeigen, auf seinem Standpunkt beharren muß und wünscht, die Tagesordnung der außerordentlichen Session auf die Aufnahme Deutschlands beschränkt zu sehen. Chamberlain zeigte Verständnis für die deutsche Auffassung. Er hat die deutsche Delegation jedoch, auf die Notwendigkeit einer Einigung insoweit hingewiesen, auf alle Fälle scheint es dem englischen Außenminister als selbstverständlich, daß Deutschland erst in den Rat aufgenommen werden muß, ehe die Sitzverteilung zur Erledigung gelangt. In dieser Frage sind sich also seit Sonntag die Auffassungen auch offiziell schon wesentlich näher gekommen.

In der langen Unterredung, die Paul Boncour mit Stresemann hatte, wurde von den französischen Delegierten nachdrücklicher als es bei den Sonntagsvorbereitungen geschehen war, auf die Gefahren hingewiesen, die ein Konflikt wegen der Ratssätze hervorrufen würde. Boncour betonte unter anderem, daß gerade Deutschland und Frankreich das größte Interesse an einer Verständigung haben, damit nicht die großen moralischen und tatsächlichen Vorteile, die der Locarnovertrag beiden Ländern verschafft, wieder in Frage gestellt werde. Frankreich könne keinen Augenblick den Gedanken haben, Deutschland eine ihm unannehmbar erscheinende Lösung aufzuzwingen, aber es hoffe, daß Deutschland ebenso wenig Neigung fühle, Frankreich eine Demütigung aufzuzwingen.

Da die Rückkehr Briands voraussichtlich am Donnerstag früh erfolgt, dürfte die Arbeiten in den kommenden Tagen sehr vor sich gehen. Angesichts der Unzufriedenheit, die sich bei einem großen Teil von Delegationen bemerkbar macht, deren Führer mit einem so langen Aufenthalt in Genf nicht gerechnet hatten, wird das Tempo der Auseinandersetzungen sehr sehr beschleunigt werden. Man hofft auf allerseits, bis Freitag eine Einigung über die Ratssätze erzielt zu haben, jedoch am Sonnabend die offizielle Aufnahme Deutschlands erfolgen kann.

Genf, 9. März. (Eigener Drahtbericht.) Am Dienstag trat die am Montag von der außerordentlichen Versammlung gewählte erste Kommission zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammen. Sie wählte einen Unterausschuß mit Chamberlain als Vorsitzenden. Weiter gehören dem Ausschuss ein Vertreter Großbritanniens, Frankreichs, Italiens, Japans, Belgiens, Russlands, Norwegens, Griechenlands, Bulgariens, Islands, Südpolens und der Niederlande an. Die Sitzung wurde dann auf Mittwoch vertagt. Der Präsident erhielt Vollmacht, dem Locarno je nach der Bedeutung der vorliegenden Ratssätze festzusetzen. Auch die zweite Kommission nahm am Dienstag ihre Beratungen auf. Sie befaßt sich mit dem Nachtragssatz, das infolge der außerordentlichen Vollversammlung notwendig geworden war.

Deutschlands Reparationsleistungen.

Paris, 9. März. (Eigener Jumbert.) Nach dem letzten Bericht des Generalagenten für Reparationsleistungen belaufen sich die im Monat Februar von Deutschland geleisteten Zahlungen auf 44 400 000 Goldmark, von denen Frankreich 40 640 000 Goldmark zurückerhält. Im zweiten Rechnungsjahre des Dawesplanes hat Deutschland bisher 518 249 000 Goldmark gezahlt. Das entspricht nur ein Fünftel des Geldes, das den Fürsten enteignet werden soll. Die Fünftelenteignung würde auch die Reparationsfrage erleichtern. (Red.)

Die polnische Machtpolitik gegen die Ukrainer.

Der Warschauer sozialistische „Robotnik“ schildert die Verwaltung in den polnischen Ostgebieten und besonders in Wolhynien in düsteren Farben und bemerkt, daß die Ostgebiete das Terrain sind, wo ein jeder Starost die Politik nach seinem Gutdünken betreibt und wie ein selbstherrlicher König herrscht. Die Verwaltung hat die Selbstverwaltung in den Ostprovinzen vollkommen ertötet. In Wolhynien besteht nicht ein einziger tätiger Magistrat, der aus Wahlen hervorgegangen wäre. Die Starosten regieren das Gebiet der Selbstverwaltungsorgane und lehnen ein jegliches Verfahren nach dem Gesetz ab. Die schlimmsten Verhältnisse bestehen auf dem Gebiete des ukrainischen Schulwesens. Das ukrainische Volk wird wegen seines Vertrauens zu den polnischen Gesetzen bitter bestraft, denn die polnische Verwaltung hat ihren ganzen Apparat in Bewegung gesetzt, um die Bevölkerung zu zwingen, ihre Deklarationen in denen sie ukrainische und nicht zweisprachige Schulen forderte, zurückzuziehen. Das Gesetz, das vom Landtage zu dem Zwecke angenommen wurde, um die kulturelle Existenz der nationalen Minderheiten zu sichern, führte im Endergebnis zur Schließung der bereits bestehenden ukrainischen Volks- und Kinderschulen und Einführung der zweisprachigen. In den zweisprachigen Schulen wird der ukrainische Unterricht nur zweimal wöchentlich erteilt. Ein staatliches ukrainisches Mittelschulwesen besteht in Wolhynien überhaupt nicht und in den polnischen Gymnasien erfolgt die Ablehnung der Aufnahme ukrainischer Zöglinge. Die Privatschulen der Ukrainer und Weißrussen werden systematisch verfolgt und schikaniert, außerdem wird auf den polnischen Universitäten die Reifeprüfung der ukrainischen Mittelschulen nicht anerkannt, so daß die Ukrainer gezwungen sind, ihre Kinder nach Wlinsk, Kiew, Charkow oder Prag zur weiteren Fortbildung abzugeben. Die Genossenschaften, Banken und sonstigen ukrainischen Wirtschaftsorganisationen werden aufs grösste schikaniert und in ihrer Tätigkeit gehemmt. Das ukrainische Volk wird grundsätzlich als polenfeindliches Volk betrachtet und darf am politischen Leben nicht teilnehmen. Die polnische Verwaltung geht sogar soweit, daß sie in Privathäuser der Ukrainer eindringt und dort das gesellschaftliche Leben führt, indem sie Protokolle über unerlaubte Versammlungen usw. verfaßt. Nicht viel besser ist die Lage in den Ostprovinzen, d. h. in Weißrußland und im Wilnaer Land.



Aristide Briand, der wieder französische Ministerpräsident und Außenminister wurde, ist 68 Jahre alt, war Abgeordneter, seit 1902 als Sozialist Abgeordneter, führte als Kultusminister vor zwanzig Jahren die Trennung zwischen Staat und Kirche durch und entzweite sich als Ministerpräsident 1909/11 mit seinen Parteigenossen. Seither gehört er der bürgerlichen Linkspartei „Republikanisch-Sozial“ an. In den nächsten Jahren, auch während des Krieges, war Briand wiederholt Ministerpräsident oder Minister und hat als solcher im Vorjahre am Locarnovertrag mitgewirkt. Innenpolitisch hat er unseren Genossen immer als besonders unzuverlässig gegolten.

wegung gesetzt, um die Bevölkerung zu zwingen, ihre Deklarationen in denen sie ukrainische und nicht zweisprachige Schulen forderte, zurückzuziehen. Das Gesetz, das vom Landtage zu dem Zwecke angenommen wurde, um die kulturelle Existenz der nationalen Minderheiten zu sichern, führte im Endergebnis zur Schließung der bereits bestehenden ukrainischen Volks- und Kinderschulen und Einführung der zweisprachigen. In den zweisprachigen Schulen wird der ukrainische Unterricht nur zweimal wöchentlich erteilt. Ein staatliches ukrainisches Mittelschulwesen besteht in Wolhynien überhaupt nicht und in den polnischen Gymnasien erfolgt die Ablehnung der Aufnahme ukrainischer Zöglinge. Die Privatschulen der Ukrainer und Weißrussen werden systematisch verfolgt und schikaniert, außerdem wird auf den polnischen Universitäten die Reifeprüfung der ukrainischen Mittelschulen nicht anerkannt, so daß die Ukrainer gezwungen sind, ihre Kinder nach Wlinsk, Kiew, Charkow oder Prag zur weiteren Fortbildung abzugeben. Die Genossenschaften, Banken und sonstigen ukrainischen Wirtschaftsorganisationen werden aufs grösste schikaniert und in ihrer Tätigkeit gehemmt. Das ukrainische Volk wird grundsätzlich als polenfeindliches Volk betrachtet und darf am politischen Leben nicht teilnehmen. Die polnische Verwaltung geht sogar soweit, daß sie in Privathäuser der Ukrainer eindringt und dort das gesellschaftliche Leben führt, indem sie Protokolle über unerlaubte Versammlungen usw. verfaßt. Nicht viel besser ist die Lage in den Ostprovinzen, d. h. in Weißrußland und im Wilnaer Land.

Der Reichsausschuß für Gemeindebestimmungsrecht.

Der Reichsausschuß für Gemeindebestimmungsrecht, dem unter anderem der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Genosse Solkman angehört, erläßt folgende Rundgebung: „Der Reichsausschuß für Gemeindebestimmungsrecht erklärt mit voller Bestimmtheit, daß er mit der Förderung des Gemeindebestimmungsrechtes nicht auf die Trockenlegung Deutschlands abzielt, und daß nach seiner Überzeugung das Gemeindebestimmungsrecht auch tatsächlich nicht dazu führen wird. Es müßte denn sein, daß das deutsche Volk als Ganzes sich mit überwältigender Mehrheit zur Trockenlegung bekennt. Das liegt außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. Die Möglichkeit, den Ausschuss gestützter Getränke in der einzelnen Gemeinde ganz zu unterbinden, ist von der Reichsregierung selbst im Gegensatzentwurf von 1923 vorgeschlagen worden. Diese Möglichkeit ist sachgemäß für gewisse Fälle, zum Beispiel für Gartenstädte, aber sie ist nach der Auffassung des Reichsausschusses nicht das Wesentliche des Gemeindebestimmungsrechtes und wird auf absehbare Zeit nur in einzelnen Fällen zur Verwirklichung kommen, zumal da der Handel mit geistigen Getränken — abgesehen vom Brauereiwirtschaftsstand — und die Herstellung von solchem, sowie der Hausverbrauch vom Gemeindebestimmungsrecht unberührt bleibt.“

Im Haushaltsauschuß des Reichstags

ergriff am Dienstag bei der Beratung des Haushalts des Reichswirtschaftsministeriums zunächst das Wort Abg. Dr. Piffner (Soz.). Er erklärte, das Reichswirtschaftsministerium sei offenbar von der Ansicht ausgegangen, daß es sich bei der jetzigen Wirtschaftskrise um eine Reinigungs- und Reformkrisse handle, deren Ablauf man möglichst wenig hindern solle. Es handele sich aber auch um internationale Krisen, so bei der Schweiß- und Kohlenindustrie. Hinführung ging dann auf die Kreditpolitik der Reichsbank ein; die Reichsbank müsse sich die Führung auf dem Geldmarkt sichern. Der Diskont sei nach Möglichkeit zu ermäßigen. Gelehe seien in dieser Richtung verprochen, aber noch nicht eingelöst. Die Exportförderung, die angeblich sei, sei eine Politik auf lange Sicht, bei der es auf ein halbes oder ein Prozent nicht ankommen dürfe. Das Bauprogramm der Regierung sei immer noch in der Schwebe; es müsse in großem Umfange gebaut werden. Die Hauszinssteuer allein genüge nicht zur Aufbringung der erforderlichen ersten Hypotheken. Möglichkeiten zur Kreditbeschaffung, wie für die Landwirtschaft, böten sich schon heute. Es komme aber auf nationale Bauweise an. Ein Abbau des Arbeitsministeriums dürfe nicht erfolgen. Ob das Ernährungsministerium jetzt schon mit dem Reichswirtschaftsministerium verbunden werden könne, erweise bei der Agrarpolitik zweifelhaft.

Redner ging dann auf die Handelsvertragsfrage ein. Die Folgen der fehlerhaften Agrarpolitik zeigten sich in der Verschlechterung unserer Wirtschaftslage. Die Festhaltung des autonomen Zolltarifs sei nicht so wichtig wie der Abschluß von Handelsverträgen. Deshalb halte die Sozialdemokratie am Grundsatz der Meistbegünstigung fest trotz der anderen französischen Handelspolitik. Das Problem der Kartelle erfordere eine Erweiterung der Kartellordnung; ein Kartell müsse erst zu schaffen, das die Verträge prüfe und bei Verletzung der Interessen der Allgemeinheit die Fälle bei dem Kartellgericht anhängig machen könne. Sonst bleibe der Preis abzu nur weiße Sahne.

Im Laufe der weiteren Aussprache hielt Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius eine längere Rede über den Aufgabenkreis des Reichswirtschaftsministeriums. Er stellte zunächst fest, daß Einheitlichkeit darüber herrsche, daß der Abbau im Reichswirtschaftsministerium allzu radikal gewesen sei. Nachdem das Ernährungs- und Landwirtschaftsministerium abgepalten war, betrug die Kopfzahl des Ministeriums 829; heute beträgt sie 842. Dabei besteht eine starke Belastung durch die Handelsverträge. Die Kräfte reichen nicht aus für die Lösung der Aufgaben der unmittelbaren Zukunft. Der Minister gibt die Zusage, bei den Vorbereitungen der Handelsverträge auch Delegationen von Arbeitervertretern zuzuziehen; nach Möglichkeit sollte aber überhaupt von Delegationen abgesehen werden. Bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich stünden noch große Positionen offen. Hätte Polen nicht leinert die deutsche Einfuhr mit besonderen Zöllen belegt, dann wäre Deutschland nicht gezwungen gewesen, auch Maßnahmen zur Abwehr der polnischen Einfuhr zu ergreifen. Die Wiederaufnahme der Verhandlungen werde noch im Laufe dieses Monats erwartet. In der Frage des Kartellwesens käme die Regierung an Einzelmaßnahmen nicht vorbei. Es sei an der Zeit, die Kartellpolitik überhaupt auf eine tragfähigere Basis zu stellen als bisher. Den Schwerpunkt wolle über den Preisabbau würde die Regierung nicht zurückziehen, sondern ihn verbleibend vorliegen.

Nach Schluß der allgemeinen Aussprache beschloß der Ausschuß, die Reichsregierung zu ersuchen, die Bereinigung des Reichswirtschaftsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft mit dem Reichswirtschaftsministerium vorzubereiten. Ein kommunistischer Antrag auf Streichung des Gehalts des Reichswirtschaftsministers wurde abgelehnt. — Weiterberatung am Mittwoch.

Der preußische Forstetat.

Der Hauptausschuß des Preussischen Landtags beriet am Montag den Forstetat. Der Etat weist nach den Ausführungen des Reichstagsabgeordneten Genosse Peters-Hochmann einen Reinertrag von 70 Millionen Mark auf. Genosse Wende fordert für den Wegbau größere Mittel, weist jedoch die sinnlose kommunistische Forderung auf Einstellung von 85 Millionen für den Wegbau bei nur 70 Millionen Gesamtüberschuß zurück. Der Durchschnittslohn der Forstarbeiter beträgt 24 bis 25 Mark pro Woche. Die Durchschnittslöhne wollen Verminderung der Verdienste, also noch schlechtere Löhne. Genosse Wende kritisierte die Kielegewinne verschiedener Unternehmer in gewissen Oberförstereien. Wende fordert die Durchführung des im Vorjahr angenommenen Antrags, eine Altersversorgung- und Unterhaltungskasse für langjährig beschäftigte arbeitsunfähig gemordene Waldarbeiter einzurichten, und begrüßt die Absicht, auch befähigte Volksschüler zur Forsterlaufbahn zuzulassen.

Landwirtschaftsminister Steiger weist darauf hin, daß die vorgezeichneten Einnahmen von 180 Millionen 1925 nicht erreicht wurden, da das Gros des Holzes weniger als 1913 einbrachte.

Forman gegen Schnupfen

Wirkung frappant!

Die Kohlenzille.

Roman von Robert Grösch.

10) „Schwager?“ Schmidts Augen weiten sich, dann paßt ihn ein Lachen. „Die hab ja —“ Er findet das richtige Wort nicht, findet es aber haben nicht. „Wermeister Sauerbrey ist in einem Sessel gesunken. Wir wissen das Wort obdunkeln.“ Seine Sprache hat etwas Geiziges, abgehackt Einseitiges, als wären wichtige Worte doch nicht aus gewissem Gemeingeist zu herauskommen. „Abdunkeln?“ „Ja, nee! Eine Zigarettenabblung, weißte, Ne braucht der „Abgemauert“ zum Isperieren, für die Käufer und so.“ „Ja, Mensch, willst du dir denn diesen Hohn bieten lassen?“ Die Regel beginnt wieder zu glücken. „Hast du denn keine Ehe im Laibe?“ So kann man sich doch nicht beschimpfen lassen.“ Ein Raucher grübelte Worte quillt aus der Feder und dringt auf Herrn Schmidt in Höhe. „Ich was, sagt der, die Fille sei ihm Marzipan, der ganze Quark ist ihm piepe und der ganze Quark habe ihm längst ins an den Hals.“ „Was? Quark?! Und piepe sei ihm die Sache? Ich glaubt Herr Sauerbrey. Ja, wenn er Schmidt, so wenig Gerechtigkeit habe, dann — ja dann hätte er eben Freunde gefunden.“ Die häßliche Szene wackelt sich zum Spielplan aus. „Krausch“, sagt Schmidt. „Schwager!“ „Herr Sauerbrey, Schwager, was haben über die Schwagerin herüber und hinterher, Worte, an deren Dreck sich erweist, daß die zwei ihre Mutterherzange hängen.“ Ein alte Kameradschaft gerührt mit Weine.

Herr Sauerbrey trägt dieselbe Federjacke davon, mit der er sich auf der Weg machte. Hinter sich läßt er einen Trümmersack. Und was darunter begraben liegt, eine langweilige Federjacke, die für ihn gewöhnliche Staatsbede — das alles mit Herr Sauerbrey hinweg zu werfen. Aber er hat eine andere Idee zu verdrängen, als Marzipan, als Marzipan und als Weine. Darum kann er zunächst nur eine Aufgabe. Dem „Abgemauert“ die Bedeutung von Marzipan, Marzipan, abgemauert zu werden, um die Kameradschaft der „Krausch“ zu erhalten.

Am kommenden Ersten! Denn zwei Wätter in einem Monat — das wäre Verschwendung.

Küde paßt nicht mehr. Sie steht unglücklich zwischen Reisefasern, Ritzern, ungeschickten Schlußwörter, aus deren Schlund eine fesselnde Oede gahet. Die bläulichen Ringe der Spannung lagern unter den Haaren und empfinden dreinschwebenden Schlitzen. Das sind deutliche Spuren einer Wandlung. In den ersten Tagen der Reise war an der kleinen Frau nichts als düstere Entschlossenheit. Sobald sich Matthias mit neuen Erklärungen, Beteuerungen, Bitten zu nähern wagte, drohte sie ihm hohelohnd den Rücken zu. Bis er schließlich, zerfurcht und zermüdet, alles Bitten und Flehen ergeblich angab.

Inzwischen ist Küde nun einer nachdenklich stimmenden Bekümmert erkrankt worden. Sie kam auf den Fittichen der Abendröte und war unterzeichnet vom Vater Kleber. Die sechs Seiten auseinander wie die Wälder und Küde sollte bei ihrem Mann bleiben, der durchaus zu gehen sei, und wenn sie nach Hause käme, würden die Räte in Dingselheim wenigstens wieder etwas zum Quäligen haben, und eher noch, als der Brief, käme wahrscheinlich Vater Kleber selbst, und sie solle eine Pülle alten Korn bereiten lassen.

Dieser Brief ist's, der Küdes Inn beengt. Sie erwacht aus einem Rauch des Grinnens und Gralls, prüft ob des trüben Durcheinanders rundum und fragt sich: „Wohin? Und was dann? Und ob Matthias' Bergehen wirklich solchen Umkreis wert ist?“ — Ein Zug verschütteter Müde schließt sich in ihr kleines, blaues Gesicht.

Matthias bemerkt natürlich nichts von dieser Wandlung, sieht nur ein ernstes, klares Frauengezicht, halbert rüchtem über die Trümmern seines zerbrochenen häuslichen Glückes und fragt sich immer wieder, wie er künftig ohne seinen Kuben, ohne Küde, ohne ihr Leben, ihre Lachen und Grinsen leben soll. In seinem Kopfe hat eine Dampfkraft, als sei ihm der Kammerjäger der in der Höhe geistigen Höhen und Kellen liegt, mitten auf die Schwärze gefallen. Und dabei ist der harte, knochenartige Finger händig um ihn, in gewisser, droht nachher dass er ist. Die letzten Stunden sind er sich davon, lassen nicht mehr als ein paar Goldstücke. Eine Stellung will sich nicht finden. Eine Stellung bringen ihn die letzten politischen Worte der Ablehnung ein.

Matthias sieht keinen Ausweg. Die Inlas? Die Zeitungen wollen nichts mehr von der Geschichte dieses interessanten Volkes wissen. Ja, wenn er Vaterabendbesuche oder Geburtstagsgedichte anfertigen könnte, da ließe sich in dieser leichtfertigen Welt etwas verdienen. Aber so — er ist ja nur ein wissenschaftlich gebildeter Mensch mit gründlicher, sachlicher Feder. Und damit kann wohl manches Blatt herunter, aber keine hochgebracht werden, wie Herr Habermann sagt.

Matthias fühlt einen bitterbösen Geschmack auf der Zunge. Er hat nie betteln können, aber jetzt — nein, betteln wird er auch jetzt nicht! Andornern wird er ihn, den Dornen des Schriftstellerbundes! Er wird ihn fragen, wozu der Verein überhaupt da sei, und ob er sich schon um die Räte seines Mitgliebes Matthias gekümmert habe. Jawohl, das wird er fragen! Und sofort wird er den Dornen Herberg aufstößern! Geradewegs in seinem Bau, in der Redaktion der „Nachrichten“.

Ob es Abnungen gibt? Matthias glaubt immer noch nicht daran, trotzdem ihn eine magnetische Kraft an Händen und Füßen auf den Weg zerrt, der zu den „Nachrichten“ führt. Zur selben Zeit nämlich, da die gekochten Schübe unterwegs sind, steht der Herausgeber der „Nachrichten“ lang und weißhaarig am Schreibtisch seines Chefredakteurs Herberg, und mustert ihn mit besorgten Augen und behauptet, Herberg bedürfe der Entlastung und Schonung. „Aber heiter Herberg?“ sagt der Weißhaarige, die Nervosität guckt ihnen doch aus allen Gliedmaßen. Sie sind überarbeitet. Und dies sei kein Wunder: das Blatt erscheine jetzt täglich zweimal. Dem Sozialarbeiter müsse der Briefkasten und Herrn Herberg der Handelstil abgenommen und ausgebaut werden. „Die Betriebsabläufe, die Handeltabellen, die Abrechnungen — das alles wird künftig bei uns verarbeitet. Wir brauchen einen Redakteur, der tagelang in Ziffern, Prozenten und Statistiken mühen kann, ohne verrückt zu werden. — Gibt es so einen überhaupt?“

„Jawohl, den gibst!“ erwidert Herberg.

„Den gibst?“

„Gogar hier im Ort!“ sagt Herberg, streicht über den Spitzbart und wendet den Kopf zur Tür, denn in diesem Augenblick erscheint Matthias, düster und schnaufend. „Da ist er!“ ruft Herberg im Lobe der Selbstverständlichkeit, best auf und nicht den erhaunten Informations in die Richtung der Zimmer mitte.

Steuerkontrollfragen im Reichstag.

Aus dem Reiche.

Die gestrige Sitzung wurde vom Präsidenten Löbe eröffnet. — Die zweite Beratung des Haushalts des Reichsfinanzministeriums wird fortgesetzt.

Hg. Ailing (W. Hg.) erwartet von der neuen Senkung der Umlagesteuer nach den bisherigen Erfahrungen nicht viel. Es sei zu befürchten, daß der Ausfall von 500 Millionen Mark im nächsten Jahre wieder angefordert, dann aber auf den Weg gelegt werden würde.

Hg. Meel (Bayr. Rp.) wünscht eine bessere Berücksichtigung der Familienangehörigen bei der Einkommensteueranlagung. Ferner soll die Landwirtschaft nach dem Wirtschaftsjahr (1. Juni bis 30. Juni) veranlagt, für das Wirtschaftsjahr 1924/25 nur eine Vorauszahlung geleistet und nach Ablauf dieses Wirtschaftsjahres mit der jährlichen Einkommensteuer-Vorauszahlung an zwei Terminen begonnen werden.

Hg. Schröder-Mecklenburg (Wst.) meint, daß von der Senkung der Umlagesteuer nur der Großhändler Nutzen haben werde, der Konsument werde nichts davon merken.

Damit ist die allgemeine Aussprache beendet. — Ein kommunistischer Mißtrauensantrag gegen den Reichsfinanzminister wird gegen die Stimme der Antiquitäten abgelehnt. Zu Kapitel 1 wird eine Entschädigung des Hauptauschusses angenommen, wonach der Reichsfinanzminister aufgefordert wird, bis zur dritten Lesung den Etat in der Weise neu aufzustellen, daß von dem Gesamtbeitrag der persönlichen Ausgaben des Reichsfinanzministeriums in Höhe von rund 347 Millionen Reichsmark jetzt 5 vom Hundert gleich 17 Millionen Reichsmark gespart oder als künftig wegfallend bezeichnet werden.

Beim Kapitel allgemeine Bewilligungen wendet sich

Hg. Dr. Herx (Soz.)

gegen eine Behauptung des deutschnationalen Abgeordneten Obermann, als ob die Sozialdemokratie jetzt gegen den Reichspräsidenten zur Verfügung gestellten Dispositionsfonds sei, weil der Inhaber dieser Stelle gewechselt habe. Im Ausschuss haben die sozialdemokratischen Vertreter keinen Zweifel darüber gelassen, daß die bisherige Handhabung des Fonds völlig sozial erfolgt sei. Wenn trotzdem eine Kritik erfolgt sei, dann richtete sie sich nicht gegen die Summe an sich, sondern gegen die Tatsache, daß eine Erhöhung der Summe um eine Million erfolgt ist, ohne daß die Regierung trotz Aufforderung sich darüber geäußert hat, unter welchen Voraussetzungen und unter welchen Umständen diese Mehrforderung erfolgt ist. Ursprünglich sei die Beantwortung dieser Anfrage auch zugelassen worden. Selbst der deutschnationalen Abgeordnete Schulz-Bromberg habe gegen sie keine Einwendungen erhoben. Später habe man sich aber auf den Standpunkt gestellt, keine Auskunft zu geben, selbst nicht dem Berichterstatter. Nur hiergegen wendet sich die Sozialdemokratie.

Beim Kapitel Landesfinanzämter erklärt

Hg. Meier-Baden (Soz.)

Der Buchprüfungsdienst zählt zu den jüngsten Zweigen der allgemeinen Reichsfinanzverwaltung. Dieser Zweig, der erstmals verkehrswirtschaftlich im Jahre 1920 eingeführt wurde, hatte sich rasch zu einer der bedeutungsvollsten Abteilungen des Verwaltungs- und Prüfungsdienstes für die allgemeine Finanzverwaltung entwickelt. Und heute nach kaum fünfjährigem Bestehen ist die gewissenhafte Nachprüfung ergangener Steuererklärungen ohne Buchprüfungsdienst kaum noch denkbar. Ganz abgesehen von der moralisch-psychologischen Bedeutung, die der Buchprüfungsdienst hat, führte er auch zu einem für die Reichsfinanzen wertvollen materiellen Erfolg.

Was ist, so fragen wir, von der Reichsfinanzverwaltung zu erwarten, um die Zahl gewandter und zuverlässiger Buchprüfer zu vermehren und sie gegenüber den Finanzämtern unabhängiger in ihrer Stellung und Arbeit zu machen? Was ist geschehen, um die Buchprüfung nach den Beständen des Reichstages vom vorigen Sommer auch wirklich durchzuführen zu können?

Zur ersten Frage möchte ich bemerken, daß uns nichts bekannt ist, daß die Zahl tüchtiger und gewandter Buchprüfer wesentlich vermehrt wurde, trotzdem diese Forderung, wie eben verlesen, von der Regierung selbst erhoben wurde. In diesem Zusammenhang möchte ich die Frage an das Reichsfinanzministerium richten, wie viel Buchprüfer, die aus der Privatindustrie übernommen worden sind, aus dem Angestelltenverhältnis herausgenommen und zu Beamten befördert wurden? Wird die Uebernahme ins Beamtenverhältnis an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, die mit der Leistung und Qualität des Buchprüfers nichts zu tun haben? Für einen Privatangestellten, der auf seinem Gebiet etwas zu leisten vermag, ist es in den gegenwärtigen Verhältnissen schwer, als Buchprüfer in den Dienst der Reichsverwaltung zu treten. Die Buchprüfer haben einen schweren Außerdienst für die Reichsverwaltung zu versehen. Für diesen Dienst, den sie zum Vorteil für das ganze deutsche Volk ausüben, gebührt ihnen auch von dieser Stelle aus Dank. Darüber hinaus hat die Reichsverwaltung die Pflicht, diesen Dank dadurch praktisch zu bezeugen, daß sie die tüchtigen Buchprüfer endlich zu Reichsbeamten befördert. Wenn die Deutschen bereit sind, an der Seite der Sozialdemokratie für Steuergerechtigkeit und die Hebung der Steuerermoral zu kämpfen, so müssen sie in erster Linie ihre Widerstände gegen das Uebergreifen des Buchprüfungsdienstes auf den landwirtschaftlichen Großbetrieb fallen lassen. Es ist uns unerklärlich, warum die buchführende Landwirtschaft

bis jetzt nicht ebenfalls den Buchprüfungen unterworfen worden ist wie die übrigen Wirtschaftskreise. Wir erwarten hierüber noch eine Erklärung vom Reichsfinanzministerium.

Staatssekretär Dr. Bopp erklärt, in den Großbetrieben werde die Buchprüfung bereits nach den gesetzlichen Bestimmungen durchgeführt. Bei den landwirtschaftlichen Betrieben sei das nicht immer möglich, da bei der Landwirtschaft keine Pflicht zur Buchführung bestehe. Die allgemeinen Kenntnisse der Buchprüfung müßte jeder Steuerbeamte haben; darüber müsse es Leute geben, die sich besonders mit dieser Frage beschäftigen. Es seien schon viele Angebote auf Privatvertrag im Buchprüfungsdienst tätig, die nach einer gewissen Zeit in das Beamtenverhältnis überführt werden. Die Regierung wende dieser Frage ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Sie habe nicht die Absicht, den Buchprüfungsdienst privaten Treuhändergesellschaften zu übergeben, möglicherweise könnte man aber nach englischem Muster eine besondere Organisation für diesen Zweck schaffen.

Hg. Schetter (Ztr.) lenkt die Aufmerksamkeit des Ministers darauf, daß das Verfahren bei den Gesuchen um Bewilligung der Vorzugsrenten zu umständlich sei. Von den Finanzämtern würden vielfach bei der Beilegung der Steuern entgegen den Weisungen der zuständigen Reichsbehörde ohne Rücksichtnahme auf die schwierige Wirtschaftslage unerträgliche Härten angewendet.

Staatssekretär Dr. Bopp erklärt, daß die Frage der Regelung der Vorzugsrenten mit Wohlwollen und beschleunigt geprüft werden solle. Die Auszahlung der Vorzugsrenten erfolge sicher vom 1. Januar 1926 ab, ohne Rücksicht auf das Datum, an dem der Antrag gestellt worden sei.

Hg. Simon-Schwaben (Soz.)

Nach den Bestimmungen der Reichsabgabekoordinierung müssen bei den Finanzämtern Steuerzuschüsse gebildet werden, die von den Organen der Selbstverwaltung gewählt und teilweise ernannt werden. Dabei ist darauf zu sehen, daß die verschiedenen Vermögensarten und Einkommen berücksichtigt werden. Diese Zuschüsse haben bei der Veranlagung, bei Nachveranlagung usw. mitzuwirken. Die Einrichtung, die es ermöglicht, daß auch Vertreter der Arbeiter in den Steuerauschnüssen vertreten sind, hat sich bewährt, und gerade die Mitarbeit der Arbeitervertreter ist von vielen Finanzämtern lobend anerkannt worden. Aber nicht überall ist Verständnis für die Mitwirkung der Arbeiter in den Steuerauschnüssen vorhanden. In zahlreichen Fällen betrachtet man sie als Eindringlinge, so daß manche Finanzämter es durchaus nicht eilig hatten, mit der Heranziehung der Arbeiter zu den Sitzungen des Steuerauschnusses. Die dritte Steuernotverordnung, die aus „Sparmaßregeln“ eine Einschränkung der Steuerauschnüsse mit sich brachte, gab noch weitere erwünschte Gelegenheit, die Arbeitervertreter auszuschalten. Man jagt die Arbeiter überhaupt nicht mehr heran, dafür wurden aber sehr oft Mitglieder des Landbundes oder andere Interessenten herangezogen, denen die Mitwirkung der Arbeiter in den Steuerauschnüssen schon längst ein Gewul war.

Eine andere Frage ist die Entschädigung der Steuerauschnußmitglieder für den damit verbundenen Aufwand, wie ihn das Gesetz vorsieht. Einige Finanzämter haben offenbar die Absicht, die Mitwirkung von Arbeitervertretern in den Steuerauschnüssen dadurch unmöglich zu machen, daß die Aufwandsentschädigung so gering bemessen wird, daß das Steuerauschnußmitglied finanziell schweren Schaden erleidet. Der Redner verlangt mit allem Nachdruck, daß hier umgehende und durchgreifende Milderung und Besserung geschaffen wird.

Hg. Sölllein (Komm.) verlangt härtere Maßnahmen gegen die Steuerhinterziehungen der bestehenden Klassen. Die Ausführungen der Regierungsvorteiler sollen den Anschein erwecken, als ob etwas dagegen geschehe, in Wirklichkeit werde gar nichts getan.

Es wird bei diesem Kapitel ein Antrag des Zentrums angenommen, wonach beim Reichsfinanzministerium ein Referat für den Buch- und Betriebsprüfungsdienst einzurichten sei. Der Antrag des Ausschusses, eine Zentrale für diesen Zweck einzurichten, wurde gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und Kommunisten abgelehnt.

Beim Kapitel Reichsmonopol für Branntwein wendet sich Hg. Schulz-Gubmen (Ztr.) gegen das Bestreben, die Vertreter der Produzenten aus dem Beirat zu entfernen. Der Abfall von Branntwein sei geringer als vor dem Kriege, das sei vor allem auf den Kampf gegen den Alkohol zurückzuführen.

Hg. Eggerstedt (Soz.) weist gegenüber der Behauptung des Vorredners, daß die Produzenten im Beirat nur geringen Einfluß ausübten, darauf hin, daß ja auch noch unter den Vertretern des Reichstages, des Reichsrats und des Reichswirtschaftsrats Leute seien, die man als Vertreter der Brenner anzusehen habe. Der Reichstag habe bei der Staatsberatung des vorigen Jahres auf sozialdemokratischen Antrag einen Untersuchungsausschuß eingesetzt, man solle jetzt die Ergebnisse seiner Prüfung abwarten. Daß der Abfall von Trinkbranntwein zurückgegangen ist, sei nicht zu bedauern.

Dann wird die Sitzung, nachdem der Haushalt des Reichsfinanzministeriums erledigt ist, auf Mittwoch verlegt.

Marauhn und Oberst Nicolai. Der Hochmeister des Jungdeutschen Ordens, Marauhn, hat in seinem Kampf gegen die Verfalls vom Jungdeutschen Orden stehenden Verbände eine neue Entschlossenheit gezeigt. Er erklärt, daß er sich gegen die Vorkämpfer einer „Pöbelisierung“ gemeht habe, die in rechtsgerichteten Verbänden eine Rolle spielen. Der Arbeiter des Planes, gegen den Marauhn sich wehrt, ist nach seiner Angabe der Oberst Nicolai, der in der letzten Zeit wieder viel genannt wurde als geistlicher Vormund der Hugenberg-Presse. Der Plan lautet ungefähr: man solle im Konfliktfall mit Frankreich Deutschland bis zur Elbe dem Feind überlassen, inwieweit Polen überrennen und die Verbindung mit dem russischen Heer herstellen. An der Elbe soll inzwischen ein Fernmilitärtruppen geführt werden, wobei die feindlichen Truppen mit höchstentwickelter Propaganda zu durchsetzen wären. Der wüßte und wirtschaftsferne Dilettantismus, der diesen Plan auszeichnet, müßte gegebenenfalls wohl auch ohne Herrn Marauhn in sich zusammenbrechen. Allerdings kann man aus solchen Entschlüssen entnehmen, wohin Deutschland unter der Herrschaft der Leute getrieben würde, die sich immer für eine „nationale“ Diktatur einsetzen.

Mit der Gemeindefolge pflegt der Landbund in Pommern und Mecklenburg den Gemeindevorstand gegen das Volksbegehren vorzugehen. Autos mit Rednern fahren seit einigen Tagen im Land umher, deren Ankunft den Amts- und Gemeindevorständen telefonisch gemeldet wird. Dann kommt der Gemeindevorstand mit seiner Schelle und ruft die Bevölkerung zum Protest gegen das Volksbegehren auf. Es wird Sache der Landarbeiter sein, trotz aller Gemeindefolgen dem Volksbegehren auch in Mecklenburg Geltung zu verschaffen.

Maschinengewehre gegen Erwerbslose waren vorerstern von der hessischen Landespolizei in Darmstadt aufgefunden worden, und zwar aus Anlaß einer durchaus verständlichen, in ihren Formen nicht ausserordentlichen Demonstration für die wirtschaftliche Besserstellung der Arbeitlosen. Erfreulicherweise gingen die Schlegelworte nicht los, aber nur infolge der vernünftigen Haltung der Demonstranten. Mit Recht verurteilt unsere westdeutsche Parteipresse das provokierende Verhalten der hessischen Polizeiführer in diesem Falle mit der Ueberaus durchsichtigen Haltung der Polizei gegen die viel ruhigeren Weinbauern an der Mosel bei ihren letzten Demonstrationen. Arbeiter müssen gewissen höheren Beamten immer noch als besonders gefährliche Staatsbürger zweiten Ranges vorkommen.

Der Bildungsausschuß des Reichstages verabschiedete am Dienstag den § 4 des Gesetzes gegen Schund- und Schmutzschriften. Danach wird die im Gesetz vorgesehene Oberprüfstelle beim Reichsministerium des Innern aus Beamten und Sachverständigen gebildet. Die Oberprüfstelle entscheidet in einer Beilegung von beiden Mitgliedern. Gegen diese Regelung stimmten Sozialdemokraten und Kommunisten.

Karl Köhl, ein früherer Zeitungsmann und demokratischer Abgeordneter Würtzburgs, ist im 80. Lebensjahre gestorben. Er stand immer weit links.

Kleine Auslandsnachrichten.

Eine Beschwerde Remels in Genf. Am Montag hat sich eine memelländische Delegation nach Genf begeben, um eine Beschwerde des memelländischen Landtags über die Verletzungen der Memellensituation durch die litauische Regierung zu überreichen. Das Memelgebiet hat ein Beschwerdebuch beim Völkerbund, das im Herbst des Vorjahres vom Völkerbundsrat gegen den Einpruch Litauens gewährt wurde. Man hofft, wenigstens einen moralischen Erfolg durch die Ueberreichung der Beschwerde zu erzielen, obwohl das verpöbelte Genf kaum Aussicht hat, noch auf dieser Tagung offiziell beraten zu werden.

Verstärkung der kommunistischen Parteiarbeit in den russischen Grenzgebieten. Das Zentralkomitee der kommunistischen Partei der Sowjetunion hat neue Richtlinien für die kommunistische Parteiarbeit in den russischen Grenzgebieten erlassen. Vor allem soll die Zahl der Parteimitglieder an der Nordwestgrenze und im transtaufischen Grenzgebiet bedeutend erhöht werden, wobei auf die sorgfältige Auswahl der Parteifunktionäre besonderes Gewicht gelegt werden soll. In diesen Grenzgebieten sollen vor allem die zu den entsprechenden nationalen Minderheiten gehörenden Parteimitglieder verwannt werden. Auch die Parteiarbeit bei den sowjetrussischen Grenztruppen soll verstärkt werden.

Internationales Friedensrecht in Haag. Wie der Amstische Preussische Pressedienst einer Bekanntmachung des Preussischen Justizministers entnimmt, hält die Akademie für internationales Recht einen Lehrgang in zwei Abschnitten vom 5. bis zum 31. Juli und vom 2. bis zum 28. August im Haag ab. Die in französischer Sprache gehaltenen Vorlesungen behandeln hauptsächlich Fragen des internationalen Friedensrechts. Zur Zulassung genügt ein an das Sekretariat des Verwaltungsrates der Akademie für internationales Recht im Friedenspalast in Haag gerichteter Antrag nebst Angabe des Namens und Berufs, der Staatsangehörigkeit und der genauen Adresse. Der Besuch der Vorlesungen ist unentgeltlich. Ueber Aufenthaltserleichterungen für die Teilnehmer des Lehrgangs gibt das Sekretariat der Vereinigung der Hören der Akademie im Haag, Friedenspalast, Zimmer 13, Auskunft.

Aus aller Welt.

Die zweite Reichskonferenz der Arbeiter-Radio-Klubs fand am 6. und 7. März im Berliner Gewerkschaftshaus unter harter Beteiligung auch ausländischer Genossen statt. Interessante Referate und eine lebhafte Debatte ließen erkennen, daß der Einfluß der Arbeiter-Radio auf die Radio-Bewegung im Vorkriegs- und nach dem Kriegsjahre liegen die Verhältnisse in Österreich; mit Hilfe der freien Gewerkschaften und des österreichischen Republikanismus Schutzverbandes konnte in Wien bereits ein Großsender errichtet werden, der selbst in Amerika gebürt ist. Relativ günstig ist die Entwicklung auch in der Tschechoslowakei, wo eine wöchentliche Arbeiterzeitung stattfindet, in Rußland, in der Schweiz und in Holland, während in den romanischen und englisch sprechenden Ländern bisher noch nicht viel erreicht worden ist. Für Deutschland steht die Gründung einer großen Arbeiter-Radiozeitung bevor. Den Jahresbericht erstattete Hoffmann-Schmargendorf, der als Vorsitzender wiedergewählt und zugleich als deutscher Vertreter in den vorbereitenden internationalen Arbeitsausschuß entsandt wurde, der seinen Sitz in Wien haben soll. Die Arbeit zur Gründung einer Arbeiter-Radio-Internationale verlangt freilich noch einen weit intensiveren Zusammenhalt der Funkfreunde der Arbeiterschaft in Deutschland, als er einstweilen zu verzeichnen ist.

Das Urteil im Hamburger Skandalprozess.

Wegen sexueller Verfehlungen an minderjährigen Knaben wurde der frühere Professor der orientalischen Sprachen, Dr. Ritter und der Kaufmann Ged zu einer in Jahre, der Kaufmann Herbert Lührs zu neun Monaten Gefängnis verurteilt.

Strafung eines Gelehrten.

Der Reichspräsident hat den ehemaligen Präsidenten der physikalisch-technischen Reichsanstalt, Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat, Professor Dr. Emil Warburg, zu seinem 80. Geburtstag unter gleichzeitiger Ueberreicherung eines Glanzmünzdenkmalens von Reichspräsidenten mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet. Dr. Warburg, dem Begründer der deutschen Physikalisch-technischen Reichsanstalt, am 2. März 1866 verstorben. Der Reichspräsident

ist eine bronzene Adler-Plakette, die auf einem Bronzefuß steht und auf der Rückseite die Widmungsschrift trägt. Sie ist bisher an Oberst Hauptmann, Professor Wagner-Darmstadt und dem Ehrenobermeister des deutschen Handwerks, Mate, verliehen worden.

Das Mieterzuchthaus von Heilbronn.

Auf höchst originelle Weise beschäftigt jetzt die Stadt Heilbronn das Mieterproblem, das schon so vielen Hauswirten Kopfzerbrechen verursacht hat, so Wien; sie geht mit der Absicht vor, ein Mieterzuchthaus zu errichten. Zwar gibt sie ihm nicht diesen gar zu übel klingenden Namen. „Wohnbaraden für unguete Mieter“ ist der offizielle Titel, aber in der Wirklichkeit wird die Strafkolonie einer Zuchtanstalt sehr ähnlich sehen. Denn das soll ja gerade der Zweck dieser „Mieterreform“ sein, daß „auffällige“ Mieter in Strafbaraden abgehoben werden, um dort Zucht und Ordnung zu lernen. Bei Durchführung dieses „gemeinnützigen“ Unternehmens geht der Heilbronner Gemeinderat sehr großzügig vor; er hat zur Errichtung der Strafbaraden 120 000 Mark bewilligt. Es wird also gar nicht allzu lange dauern, da werden die Wohnbaraden für unguete Mieter in der schönen Neckarstadt keine Ausgeburt überhöhter Phantasie sein. Wenn die Stadtväter so weiter ihrer Gerechtigkeit die Fingel schrecken lassen, dann machen sie die „Strafkolonie für unguete“ zur öffentlichen Schandenscheue. Der Vorrede wird dann, wie er sich das Haus aus „Räthen“ anlehnt, auch die Heilbronner „unguten Mieter“ beschäftigen. So wird mit der Zeit die Stadt auf diese Weise noch die Bundesgenossen. Wundern muß man sich nur, daß die Herren Stadtväter nicht auch zugleich die Gelder für „Wohnbaraden für unguete Hauswirte“ bewilligt haben.

Im Dortmunder Schlingenspieler

brachte die Nacht vom Montag zum Dienstag zwei große Sensationen: Bei dem 10. Spurt der Jockey-Club-Meisterschaften erlitt der Franzose Cugnot, der Favorit des Rennens, der bereits zweimal im Laufe der Nacht gestürzt war, einen so schweren Sturz, daß er mit einer Gehirnerschütterung von der Bahn getragen werden mußte. Die Gewinner der Nacht waren die beiden Cugnot, in dem man allgemein die beiden Sieger des Rennens vorhergesehen hatte, zum Aufgeben gezwungen wurde. Sen

Mitfahrer Louet bildete darauf mit dem als Erstmann fahrenden Mühlhoff eine neue Mannschaft.

Die zweite große Sensation der Nacht war, daß die Kennleitung endgültig dahinterkam, daß mit dem Rennen eine große Schiebung verbunden war. Der Holländer Van Nel hat den beiden Franzosen Cugnot und Louet eine große Summe angeboten, wenn sie ihn gewinnen lassen. Dasselbe Angebot soll auch dem Paar Verjoun-Verselben gemacht worden sein. Damit ist das Rätsel gelöst, weshalb während des ganzen Rennens bisher kaum irgendwelche ernsthaften Vorstöße und Ueberwindungen zustandekamen. Die allgemeine Empörung — die Zahl der Zuschauer in der Westfalenhalle betrug in der Montag Nacht rund 10 000 — war so groß, daß sich Van Nel nach erregten Auseinandersetzungen gezwungen sah, das Rennen aufzugeben. Sein Partner Thollembeel fährt als Erstmann weiter. Die Folge dieser Ueberstufungen war, daß am Dienstag morgen das Rennen folgender Stand aufwies: 1. Degraeve-M. Bughe 231 Punkte, 2. Knappe-Rieger 219 Punkte, 3. Müller-Demanom 178 Punkte, 4. Verjoun-Verselben 97 Punkte, 5. Bauer-Ruppat 89 Punkte, 6. Selbman-Boren 56 Punkte, 7. Jensen-Steingah 33 Punkte. Eins Kunde jartid: 8. Louet-Mühlhoff 177 Punkte, 9. Olfvert-Louant 111 Punkte, 10. Dederichs-Bürigen 28 Punkte, 11. Thiel-Remold 16 Punkte. Erstmann: Thollembeel.

Eröffnung des deutsch-englischen Nachrichtenbundes.

Der englische Generalpostmeister teilt mit, daß ein vorläufiger Nachrichtenbündel am Montag den 15. März zwischen London und den folgenden Städten in Deutschland eröffnet wird: Berlin, Hamburg, Köln und Frankfurt am Main.

Ein schweres Eisenunfall

beigefallen sich in einem Kesselfabrikwerk in der rheinischen Stadt, nämlich in Cilles, unweit von Bliesfeld im Saar-Birginia. Durch Schlagschweißarbeiten wurden 65 Arbeiter verletzt. Nach großen Anstrengungen gelang es, der 87 der Eingekerkelten lebend zu bergen, so daß noch 22 Tote und angeschwunden verblieben sind. Die Leichen wurden in einem Keller untergebracht, um die Verletzungen der Arbeiter zu vermeiden. Die Leichen wurden in einem Keller untergebracht, um die Verletzungen der Arbeiter zu vermeiden.

Breslauer Nachrichten.

Breslau, 10. März.

Die neue Bäckerei des Konsum- und Sparvereins „Vorwärts“.

Grundsteinlegung.

In der langen, niederdrückend einfarbigen Front der... Breslauer Nachrichten.

Man kennt schon im voraus die Argumente, mit denen das... Breslauer Nachrichten.

Am letzten Sonntag haben Vorstand und Sekretariat des... Breslauer Nachrichten.

Der Unternehmer und das Volksbegehren. Der Inhaber einer bekannten gewerblichen Firma wurde... Breslauer Nachrichten.

Die Blindstichle und der Volksentscheid.

In der Leisingturnhalle erschien eine nicht gerade übermäßig... Breslauer Nachrichten.

Die Turnhallen sind zu spät geöffnet.

Ein Anwohner der Jahr-Turnhalle schreibt uns, daß dort... Breslauer Nachrichten.

Richard Runze als Fürstentum.

Die Böllischen, die untereinander in so edler Harmonie... Breslauer Nachrichten.

Gefährliche Kinderfreunde.

Sowohl in der Umgebung des Waisenhauses, als auch in... Breslauer Nachrichten.

Die Tante bestohlen.

Der 21jährige, verheiratete Theodor Kern hatte im August... Breslauer Nachrichten.

denkt. Der dritte Redner, Professor Danne, hieß in dieselbe... Breslauer Nachrichten.

Heute abend 8 Uhr

Öffentl. Frauenversammlung

im Zentral-Ballsaal, Westendstraße 50/52

Genossin Flobmann aus Wien

Mitglied des Oberösterreichischen Landtages

spricht über

„Internationales Frauenrecht und Frauenforderungen“

Frauen, Mädchen, werbt für diese sehr wichtige Versammlung!

Bringt Freundinnen mit.

Die Lawine wächst.

Gestern haben sich 11 839 Personen in die Listen für das... Breslauer Nachrichten.

Es müssen weiter alle Tage mehr werden. Werbt unermüdet!

Die Anmeldungen für die Technische Abendschule

sind in diesen Tagen in erfreulicher Anzahl bereits vollzogen... Breslauer Nachrichten.

Heute abend 8 Uhr

veranstaltet der Bildungsverein im kleinen Saale des... Breslauer Nachrichten.

Da die Geschichte die beste Lehrmeisterin der vorwärts... Breslauer Nachrichten.

Gewerkschaftshaus-Vishspiele.

Heute, Mittwoch, abend 5.30 Uhr und 8 Uhr, läuft der... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt.

Daß auch die Kirchenanhänger über die Fürstenforderungen... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt.

Zweifellos befinden sich die eifrigsten Verteidiger der... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt.

Dies wird die Weise (nicht „Rechte“, wie Luther über... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt.

Das Ergebnis der Breslauer Messe. Die am Dienstag geschlossene Breslauer Frühjahrsmesse war... Breslauer Nachrichten.

Die Umsätze beschränkten sich fast durchweg auf kleinere... Breslauer Nachrichten.

Offen bleibt auch diesmal wieder die Frage nach der Existenz... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Daß auch die Kirchenanhänger über die Fürstenforderungen... Breslauer Nachrichten.

Zweifellos befinden sich die eifrigsten Verteidiger der... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Dies wird die Weise (nicht „Rechte“, wie Luther über... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Das Ergebnis der Breslauer Messe. Die am Dienstag geschlossene Breslauer Frühjahrsmesse war... Breslauer Nachrichten.

Die Umsätze beschränkten sich fast durchweg auf kleinere... Breslauer Nachrichten.

Zagen war der Messe verschwunden und hatte eine goldene... Breslauer Nachrichten.

Das Ergebnis der Breslauer Messe.

Die am Dienstag geschlossene Breslauer Frühjahrsmesse war... Breslauer Nachrichten.

Die Umsätze beschränkten sich fast durchweg auf kleinere... Breslauer Nachrichten.

Offen bleibt auch diesmal wieder die Frage nach der Existenz... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Daß auch die Kirchenanhänger über die Fürstenforderungen... Breslauer Nachrichten.

Zweifellos befinden sich die eifrigsten Verteidiger der... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Dies wird die Weise (nicht „Rechte“, wie Luther über... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Das Ergebnis der Breslauer Messe. Die am Dienstag geschlossene Breslauer Frühjahrsmesse war... Breslauer Nachrichten.

Die Umsätze beschränkten sich fast durchweg auf kleinere... Breslauer Nachrichten.

Offen bleibt auch diesmal wieder die Frage nach der Existenz... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Daß auch die Kirchenanhänger über die Fürstenforderungen... Breslauer Nachrichten.

Zweifellos befinden sich die eifrigsten Verteidiger der... Breslauer Nachrichten.

Wie die Bibel über die Fürsten urteilt. Dies wird die Weise (nicht „Rechte“, wie Luther über... Breslauer Nachrichten.

Freitag zehn Versammlungen gegen Fürstenhabselig!

Aus Schlesien.

Der Magistrat von Striegau meldet sich.

Er gibt den Stadtbankstand zu.

Der Magistrat von Striegau schreibt:

Zu der Pressefrage über die Kreditgewährung unserer Stadtbank teilen wir, der Magistrat der Stadt Striegau, be-
nötigend mit, daß die Forderung der Stadtbank
gegen das in Frage kommende industrielle Unternehmen 1,8 Mil-
lionen Mark beträgt, daß wir aber durch ausreichende Sicher-
heiten gedeckt sind. Das Stadtparlament und die Ausschüsse
behörden haben sich mit dieser Angelegenheit schon seit Wochen
beschäftigt.

Die Hauptgläubiger der betreffenden Firma verhandeln
zurzeit über Maßnahmen zur Erhaltung der Firma. Die
Verhandlungen darüber werden in Kürze abgeschlossen sein.
Eine Gefahr für die Stadtbank und damit für die Stadt
Striegau besteht nach menschlichem Ermessen nicht.
S. Schelle, Bürgermeister.

Staatsberatung im Niederschlesischen Provinzialausschuß.

In der Sitzung des Niederschlesischen Provinzialausschusses
am Dienstag wurde der Etat der Provinz Nieder-
schlesien einer Beratung unterzogen. Es wurde zunächst
davon Abstrich genommen, einseitige Beschlüsse zu fassen, da der
Etatentwurf erst in einer Sonderkommission durchgearbeitet
werden soll. Diese besteht aus den Mitgliedern: Bürgermeister
Burmann (Soz.), Oberbürgermeister Dr. Wagner (Dem.)
und Bürgermeister Dr. G. L. S. (Str.). Diese Kommission wird in
den nächsten Tagen zu einer Sitzung zusammengetreten.

Waldburg. Die Verhaftung der Posträuber.
Die beiden jungen Männer, die Ende voriger Woche in das
hiesige Postamt eingeschoben sind, wurden im benachbarten Kunau
von einem Oberlandjäger verhaftet. Sie bestanden sich im Besitz
derjenigen Gegenstände, die sie aus dem Postpaket geraubt
hatten. Die Entschärfung, die dem Waldenburger Gerichtspräsi-
dent zugewiesen wurde, sollen aus Oberschlesien kommen.

Neu-Salzburn. Der Bezirksverband der Freien
Elterngesellschaft Schlesiens veranstaltet Sonntag,
den 11. März, in Bad Salzburn in der „Preussischen Krone“
(Gehört Hauptmanns Geburtshaus) eine Vertreterversammlung.
Beginn 9 Uhr vormittags. Tagesordnung: 1. Begrüßung; Vorträge
von Professor Anna Siemken, Jena; Schulpolitik im Sinne der
verwendenden Gesellschaft; Ansprache; Amis- und Gemeindeförderer
Herzog, Weisklein; Jugendpflege und weltliche Schule, Aus-
sprache; 2. Geschäftsliches.

Waldburg. Mit der Fortentwicklung der
hiesigen Oberrealschule beschäftigte sich eine stark be-
suchte Elternversammlung. Studienrat Schulze sprach unter dem
Beifall der Versammelten über die Schwierigkeiten, die einer ge-
dehlichen Fortentwicklung der Schule entgegenstehen. Die seit
Jahr und Tag bestehende Streiffrage innerhalb des Zweck-
verbandes für das höhere Schulwesen ist das Haupthindernis für
den geplanten Neubau der Oberrealschule. Die Stadt Waldburg
hat nunmehr den festen Willen, den Schulhausneubau selbst
auszuführen. In einer angenommenen Entschließung spricht die
Elternversammlung ihre Mißbilligung darüber aus, daß die
Frage des Neubaus der Oberrealschule durch Streitigkeiten
zwischen dem Zweckverband und der Stadt Waldburg solange
verschleppt worden ist. Außerdem wird zum Ausdruck gebracht,
daß endlich etwas für die Unterbringung der neuen Lehrkräfte
geschieht. Mit dem System der sogenannten „liegenden Studien-
assessoren“ müsse unter allen Umständen gebrochen werden.

Giesing. Autounfall. Auf der Breslauer Chaussee
zwischen Söpsch und Klein-Schötkow verunglückte das Auto des
Barons von Richthofen aus Wanders, Kreis Giesing. Freiherr
von Richthofen und seine Frau erlitten stark blutende Gefäß-
verletzungen, die Frau außerdem einen Oberschenkelbruch und
wahrscheinlich noch innere Verletzungen. Der Chauffeur kam mit
dem Schrecken davon.

Bunzlau. Beim Teekochen gestorben. Der Ma-
gistratssekretär Friedrich Fölsche von hier, wurde in der Küche
feiner Rechnung tot aufgefunden. Der 35 Jahre alte Beamte ist
einem Unglücksfall durch Gasvergiftung zum Opfer gefallen. Er
hatte versucht, auf dem Gasofen Tee zu kochen; er erlitt hierbei

**Werte Genossen
der Sozialdemokratischen Provinziallandtags-Fraktion!
Unser Parteigenosse und Fraktionsmitglied
Paul Hielscher**

ist am Montag, den 8. März in Hirschberg plötzlich
verstorben. Die Beerdigung findet am Donnerstag,
den 11. März, nachmittags 3 1/2 Uhr, in Hirschberg
vom Trauerhause, Gellersstraße 19, aus statt. Ich
bitte die Mitglieder der Fraktion, möglichst zahlreich
unserem verstorbenen Freunde die letzte Ehre zu geben.
Die Sozialdemokratische Provinziallandtags-Fraktion
J. H.: Janotta

einen Schwächeanfall, legte sich auf einen Lehstuhl und in
dieser Zeit löste das Leowasser berartig über, daß die Flamme
verlöschte und dem Raucher reichlich Gas entströmte, durch dessen
Einatmung Fölsche zu Tode kam.

Görlitz. Benutzung eingelegt. Der frühere Bureau-
direktor am Landratsamt Herr Lux teilt mit, daß er gegen seine
Beurlaubung Benutzung eingelegt hat.

Görlitz. Ein Wirtschaftsgebäude nieder-
gebrannt. In Seifersdorf O. brach in dem Wirtschafts-
gebäude des Besitzers Johann Gruchmann Feuer aus, das in kurzer
Zeit das ganze Gebäude einäscherte. Eine weggeworfene Zigarette
soll die Ursache zu diesem Schadenfeuer gewesen sein.

Görlitz. Mißglückter Fluchtversuch eines Straf-
gefangenen. Der als schwerer Junge bekannte Straf-
gefangene Robitzki unternahm nach seiner Verurteilung einen
Fluchtversuch. Er rannte durch das Hauptportal und bog nach der
Weilstraße ab, wo er von dem nachfolgenden Justizwachmeister
und einem Passanten wieder ergriffen wurde. — Ein schwerer
Unfallsfall ereignete sich am Sonnabend nachmittags in Raders-
dorf. Ein bei der Expeditionsfirma Donath in Görlitz in Diensten
stehender Arbeiter hielt mit seinem Gehpalm kurze Zeit bei der
Konsum-Niederlage in Radersdorf. Als der Arbeiter den Wagen
wieder bestieg, ragen die Pferde kräftig an, wodurch er so un-
glücklich wurde, daß er sich schwere Kopfverletzungen zuzog und der
Veranlassung ins Görlitzer Krankenhaus geschafft werden mußte.

Sieban. In der letzten Stadtsitzerordnungsitzung
erfolgte zunächst die Wahl eines Schriftführers. Es erhielt der
bislangige stellvertretende Schriftführer Gustav Krieger
6 Stimmen. Zum stellvertretenden Schriftführer wurde der Kauf-
mann Schütz mit 7 Stimmen gewählt, 8 Zettel waren wieder-
um unbenutzt. Nach erfolgter Prüfung der Jahresrech-
nung von 1924 wurde dem Mandanten Entlassung erteilt. Die
Einnahme betrug 1 055 703,15 Mk., die Ausgabe 1 055 621,05 Mk.,
mithin bleibt ein Bestand von 82,10 Mk. Zur Prüfung für den
neuen Haushaltsplan wurden die Stadtverordneten Richter,
Schmitt, Münte, Schmidt, Münte und Wacke gewählt. Der Mehr-
bedarf für die Bekleidung der Stadt im laufenden Jahre
von 1925 Mk. wurde bewilligt.

Paltschau. Invalidenversammlung. Am 3. März
 fand hier eine Versammlung der Arbeitslosen und Witwen
 statt. Der Saal des „Deutschen Hauses“ war dicht gefüllt. Man
 lautete die Ausführungen des Gauleiters des Zentralverbandes
 der Arbeitslosen und Witwen Seier, Breslau, der als
 Redner erschienen war. Ausgehend von den Wahlen 1924 streifte
 der Redner die Sozialversicherung. Wenn es heißt, den Opfern
 der Arbeit etwas zu geben, ist nie Geld vorhanden. Anders sieht
 es aber jetzt aus, wo man den geliebten Landesvätern sozial
 nachsehen will. Die selben Kreise, die immer die Meinung ver-
 treten, die deutsche Wirtschaft könne die Lasten der Sozial-
 versicherung nicht tragen, sind jetzt die Befürworter der Kürzen-
 abschnitte. Der Redner gab dann noch Aufklärung über das
 bevorstehende Volksbegehren und forderte die Anwesenden auf,
 sich in die ab 4. März ausliegenden Listen einzutragen. Die Ver-
 sammlungen bewegten durch reißenden Beifall, daß ihnen aus den
 Herzen gesprochen wurde. Es wurde dann zur Gründung einer
 Ortsgruppe geschritten. Sofort ließen sich 54 Redner einschreiben.
 Als Vorsitzender wurde Kollege Josef Rudolf-Patschau
 gewählt.

Giesing. Die Arbeitslosenziffer in Ober-
schlesien ist in der letzten Februarnummer von 46 081 auf
 45 809 gesunken. In der Metallindustrie wurden mehrere Be-
urlaubungen und Entlassungen vorgenommen, seitens der Reichs-
bahndirektion sollen größere Entlassungen bevorstehen.

Breslau (Land)-Neumarkt.

Achtung! Eagerer Parteivorstand Breslau-Land!
Samstag vormittag, 9 1/2 Uhr, engere Vorstandssitzung im
Zimmer 38. Es ist unbedingt notwendig, daß alle Vorstandsmit-
glieder amwesend sind. J. H.: G. Schiffer.

Reitendorf. Parteiveteran. Der Zimmermann Paul
Wolf aus Reitendorf feierte am Sonntag, den 8. März, seine
Silberhochzeit. Genosse Wolf ist treuer Leser der „Volkswacht“
und ein alter Kämpfer aus der Zeit, in welcher der Sozialismus
staatlich und gesellschaftlich geächtet wurde. Schon in seiner Jug-
endzeit betrat er die politische Laufbahn und hatte oft deshalb
mit seinem Lehrherrn heftige Auseinandersetzungen. Genosse Wolf
ist also ein gutes und treues Vorbild. Wir wünschen ihm und
seiner Frau Glück für das weitere Leben.

Brodau. Kein in die Kartoffeln, raus aus die
Kartoffeln! Im zweiten Eintragungstage kam der ehe-
malige Eisenbahner Franz Scholz und ließ sich in
die Liste zum Volksbegehren eintragen. Viele andere haben
dasselbe getan, es ist also nicht bemerkenswert. Aber staunen
wird jeder, der erfährt, daß unser lieber Scholz einen Tag später
kommt und seinen Namen in der Liste durchstreicht. Unser Freund
hat durch seine bewiesene Konsequenz nichts weiter erreicht, als
sich unsterblich blamiert und wird wahrscheinlich für längere Zeit
die Zielscheibe des Spottes der aufgeklärten Bürger Brodau-
sins und das geschiedt ihm recht; denn mit fünfzig Jahren muß
jeder wissen, was er macht.

Schmalitz. Volksversammlung. Am vergangenen
Donnerstag abends 7 Uhr fand hier eine stark besuchte öffentliche
Volksversammlung zur Kürstenerabschnitte statt. Gen. Hanska
verhandelte es ausgezeichnet, die Versammelten in seinen äußerst
lehrreichen Ausführungen zu fesseln. Der Beifall am Ende der
Rede gab den Willen der Anwesenden zu erkennen, daß die
Kürstener nicht abgetrennt werden sollen. Gegner meldeten sich
nicht zu Wort. Genosse Wiesner schloß die Versammlung mit
einem Hoch auf die Sozialdemokratie.

Görlitz. Am ersten Tage des Volks-
begehrens fand bei Schreier eine Parteiversammlung gegen
die unerschönten Forderungen der Kürstener statt. In dieser
referierte der Rektor Kaufmann-Breslau. Er beleuchtete das
gute Verständnis der Kürstener, wenn es galt sich auf Kosten
des Volkes ihren Besitz zu erweitern. Er charakterisierte die ver-
brecherischen Anmachungen der Kürstener und gab die ge-
meinen unerschönten Forderungen der Kürstener bekannt. Der reiche
Beifall der gut besuchten Versammlung bewies, daß alle An-
wesenden mit der Forderung der S.P.D. „Vollständige Entzie-
nung“ einverstanden sind.

Radwanitz. Eine Parteimitgliederversam-
lung der S.P.D. fand am letzten Freitag statt. Als Redner
war Genosse A. Linke-Groß-Tschann erschienen, der es ver-
stand schlagkräftig über Kürstenerfragen und Volksbegehren zu
sprechen. Aus dem Beifall war zu entnehmen, daß auch die
Landbevölkerung nicht daran denkt, die Kürstener mit Milliarden
abzufinden. Hierauf schritt man zur Parteimitgliederversam-
lung. Genosse Heinrich Wenderoth als erster Vorsitzender,
Hermann Giesler als zweiter Vorsitzender, Max Ullrich als
Protokollführer, Robert Ullrich als Schriftführer und als Beiführer
Genosse Gustav Nig, sowie Genossin Frau Härtel. Außerdem
wurde beschlossen, daß die Ortsgruppe Radwanitz, Klein-Siegenitz
und Sachertitz selbständig eine Ortsgruppe bilden, da sie über
eine große Mitgliederzahl verfügen. Die jetzt vorgenommene
Agitation für „Volkswacht“-Leser und Parteimitglieder hatte
recht erfreulichen Erfolg. Nach Erledigung örtlicher Angelegen-
heiten schloß der erste Vorsitzende mit einem dreifachen Hoch auf
die S.P.D. die gut besuchte Versammlung.

Bereinskalender.

Freie Turnerstaffel, 7. Abteilung. Sonnabend, den 13. März,
 findet unter Familienabend (als Kostümfest) statt. Alle Mit-
 glieder und Freunde sind herzlich eingeladen.
Deutscher Bekleidungsarbeiterverband. Donnerstag, den 11. März,
 im Büro-Sitzungszimmer im Gewerkschaftshaus Belvedere
 der Arbeiterkonfektion und Berufsleitung.
**Donnerstag, den 11. März, im Zimmer 6 des Gewerkschafts-
 hauses, Gründungsversammlung der Sterbekasse.**

Wasserstand

	10. März.		
Katzen	1,88	Dobornfurth 2,45	
Nege (Stadt) 9. 3.	-0,41	Abflussmenge sekundlich 174 cbm	
Neuemündung (Unter-Nege)	1,96	Frischen	1,26
Konken (Unter-Nege)	3,12	Fürstenberg	
Beleg (Mastkanal)	2,71	Wassermenge: + 4,0	

Lieblich-Theater
Telefon: Stephan 55 646.
Täglich 8 Uhr:
Gastspiel
Rastelli
und des
März-Programm
1925
Variété-
Sensationen
Einkaufspreise von 75 Pf. an.
Abend 7 1/2 Uhr.
Nachmittags-
Vorstellung
zu halben Preisen.
Spenden haben Zutritt.
Stadt-Casino
C. D. Meyer,
Kammer

Genossen, deckt Euren Bedarf bei unseren Inserenten!

Schuh- und Lederwaren Offenbacher Lederwaren Wim Barbersik, Scheitniger Straße 27	Elektra-Technik, Elektro-Installation Elektrische Licht- und Kraftanlagen Tel. R. 7242 Paul Koenig, Dresden 5, Gellertstraße 71a Motoren, Beleuchtungsgeräte und Zubehör in jeder Aus- führung — Vertreterbesuch kostenlos und unverbindlich.
Schuhhaus Ohr Fennruf Ohle 523 Breslau 2 Herdainsstraße 25 Spezialhaus für feines, gediegenes Schuhwerk. Sportschuhe!	Bei Störungen in Ihrer elektrischen Leitung sowie Neu-Anlagen rufen Sie an: Ring 7903 Ohle 6193 Grübener Straße 29 — Kupfernickelstr. 17 (Ecke Schmiedstraße) in Referenzen Richard Gellert Elektriker-Meister
Albert Gausche Breslau, Humb. 2/31 Tel. Ohle 910 Lehrerbildung Lehr- und Lehrmittel-Verlag Erdbeerstr. 11/12 Kellerei 11 Erdbeerstr. 22	Fahrräder und Reparaturen Fahrradhaus Odeur in Witten! in Paul Schumann in Witten! Victoria :: Dixi :: Ostrad :: Schlafitz Bismarckstr. 1/2, Holtenauer, Erntebühl
Emil Kopp, Main 11 Friedr.-Wilhelm- Straße Nr. 34 Offenbacher Lederwaren — Eigene Werkstatt	Radio-Artikel Hies für Radio, Radio-Apparate Wittenbergstr. 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100
Oswald Grunwald Tel. Ohle 910 Lederhandlung — Lederauschnitt Bedarfsartikel	Radio-Artikel Hies für Radio, Radio-Apparate Wittenbergstr. 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100
Breslau 8 Josef Jape Löschstr. 13 Reichhaltiges Lager in Ober- u. Unterleder — große Auswahl im Ausschneid — sowie zahlreiche Schuhmacher-Bedarfsartikel	Radio-Artikel Hies für Radio, Radio-Apparate Wittenbergstr. 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Das frisch überzogene Bett



welch ein Wohlgefühl
nach einem arbeits-
reichen Tag!
Wer die Wäsche mit
**Dr. Thompson's
Seifenpulver**
wäscht und dann mit
Seifix
bleicht, wird sich in
seinem Bett stets
wohl und behaglich
fühlen.

Biochemie
Dr. med. Schüller 3415
Donnerstag, den 11. März 1926, abends 8 Uhr
im Gewerkschaftshaus, Margaretenstr. 17:
Mitgliederversammlung
und an-
Vortrag des I. Vorsitzenden des Landesverbandes
Brandenburg, Herr Schief, über:
Die Kalksalze und Ferr.-phosph. und
Mitglieder toll. deren Anwendung. Gäste 20 Pf.
Mineralischer Verein Breslau, geg. 1913, E. V.
Gemeinnütziger Verein zur Hebung der Volkswohlfahrt durch
Dr. med. Schüller's Mineralstofflehre. Möschlinger, I. Vor.

Unterhaltung

Mein Schuldner.

Erzählung von Ignat Herrmann.

Aus dem Tschechischen übersetzt von J. Reismann.

Leih keine Bücher her, werke Freunde!
Ich bilde mir nicht etwa ein, euch damit etwas Neues anzuhaben, denn sicherlich habt ihr diesen Rat schon irgendwo im Leben gehört oder zumindest gelesen; aber eine gute dazwischenwörter werden und deshalb rufe ich euch aus der Seele zu: Leih keine Bücher her!
Es gibt nichts, was in den Augen des Nebenmenschen einen Wert hat — aber was sag' ich denn da! — nichts ist seinen Augen so wertlos wie ein fremdes Buch. Er sieht euch am Schreibtische liegen, in Bücherstapeln, am Kasten, er sieht es wie von ungefähr in die Hand und fragt nachlässig: „Sie es schon gelesen?“
Ihr ahnt nichts Böses und antwortet daher unvorsichtiger-
Ja!

„Ja, seien Sie doch so freundlich und leihen Sie es mir“, euer Gast schon ein wenig eindringlicher. „Sie bekommen fort wieder, sobald ich es nur ausgelesen habe.“
Eine Ausrede, daß ihr es schon jemandem anderen verliehen habt, fällt euch nicht sofort ein; ihr könnt euch doch nicht erlauben, daß ihr es euch selbst ausgeliehen habet und es geben müßet! — aber wozu denn auch? Das Buch ist ja eurer Stampfle oder eurem Namenszug versehen, überdies ist ihr durch langes Überlegen vielleicht gar euren Gast bitten und so kommt es, daß euch unwillkürlich ein: „Bitte, nehmen Sie es nur mit, aber seien Sie so gut und bringen mir es so bald als möglich.“ entfällt.
„Ja, das versteht sich doch von selbst“, versichert euch euer aufs entschiedenste.

Ihr habt gerade noch Zeit, es ihm aufmerksam aus der Hand zu nehmen, euch den Titel anzusehen, vielleicht sogar auf die Widmung zu blicken, mit der linken Hand noch rasch alle Buchstaben zu befehlen, den Inhalt mit den Augen zu überfliegen, ob ihr es euch einprägen wolltet, was ihr gelesen habt und daß es den Aufschein hat, als ob das Buch in eurer Hand läge — da überreicht ihr es schon eurem Bekannten. Ihr aber gleichzeitig, daß ihr euch mit ihm auf lange Zeit verabschiedet.
Auf lange Zeit? In neunzig von hundert Fällen nehmt davon für immer Abschied. Wenn ihr es herleiht, so ist es, als ihr es begraben würdet. Ihr werdet es nie mehr wiedersehen. Und selbst, wenn es sich um euren besten Freund handelt, ihr es übergeben habt.

Deshalb wiederhole ich euch auf das eindringlichste: Leih keine Bücher her!
Natürlich gibt es auch ehrenbare Ausnahmen. Euer Hausmann, sein Sohn oder sein Töchterchen, euer Tischgenosse, der Student aus der Nachbarschaft, die Näherin im Souterrain im vierten Stock, eure Zeitungsträgerin — ja wohl, diese sind die Leser allein, für die es zu wissen, daß das Buch ihnen gehört, der es herrlich. Diese Leser lesen das Buch sehr bald aus, erhalten es mit Dank zurück und bitten euch um ein neues. Selten aber retourniert derjenige ein der zur sogenannten „besseren Gesellschaft“ gehört. — Ja, die bevorzugte Stellung ein solcher in dieser „besseren“ Gesellschaft hat, desto rückfälliger geht er mit einem fremden um.

Ihr wisst vielleicht manchmal genug entschieden die Bitte jener armen Schlufer ab, die euch das Buch sicher zurückgeben würden, aber aus allzu großer Höflichkeit oder Dienstfertigkeit leiht ihr es, ohgleich sich euer Inneres dagegen sträubt, in „besseren“ Menschen, um es nie wiederzusehen!
Ich rate euch daher, jedem dieser Wohlthäter, der es von euch aus eurer Bücherei etwas herauszuliehen, einfach zu antworten: „Ich bedauere, aber ich leihe nichts her, bitte es sich selbst.“
Was? Ihr glaubt, daß ihr die bekannte Antwort hören werdet? Tut nichts, wenigstens erhaltet ihr euren Schatz, den seit Jahren sammelt. Ich kenne sie, diese Antwort jener habere ausgeliehener Bücher, nämlich, daß sie kein Geld zum Auswerfen für Bücher hätten.

Natürlich, für ein Buch ist das Geld hinausgeworfen! Ich war noch nie von jenen Mägenen, die die „Creme“ der Wissenschaft bilden, eine Beschwerde darüber vernommen, was das Buch, der wöchentliche Spielmoment bei der Tarockpartie, Ausgaben in den Jüngeren Bierhäusern, für Sträußen und Kets, Diamantfingerringe, die verschiedenen Modellschnitten und die zahlreichen anderen fruchtlosen Steckenpferden, aber der Buchhändler, der sich eines Tages aus dem Abrechnen Namen einer dieser Herren herausgeschrieben hat, um Verzicht zu machen, den Kreis seiner Kunden zu vergrößern ihm aufs Geratewohl ein Buch zur Ansicht sandte, der ist ein schämter Kerl! Ja, meint er denn, daß man das Geld auf Straße findet?

Ihr aber wenden Sie ein, daß solche Leute sich überhaupt Bücher ausleihen und sie nicht lesen und ich gebe es gerne zu. Sicherlich, ich sah selbst oft im Gasthause oder in einem eine und war von einer Menge Menschen mit schweren Koffern umgeben, von Leuten, die Stellen von Stadträten, Verwaltungsräten und Direktoren bekleideten, von Unternehmern, Spekulanten, welche über ganze Häuserkomplexe bebohten, Landbesitzern nur so herumzuarbeiten, über öffentliche Erwerbungsbedingungen trafen und über wichtige Beschlüsse abstimmen: ich überflog prüfend diese Gesichter und beschaffte mit dem Gedanken: wer unter euch weiß wohl, was man es schreibt oder druckt? Ob ihr wohl eine Ahnung von jener Personen habt, welche in den letzten Jahren, zehn oder Jahren (gar nicht zu reden von den Erscheinungen der letzten Jahre) am literarischen Lournierpulte aufstauden und die sich auch in den höchsten Fragen zu lösen, indem sie ihre Ansichten in der niederrangigsten Form vordrücken, indem sie dieselben im dem Verstand oder von Prosa ausdrücken oder ihre Gedanken unterhalten der Form, aus denen man im Wesen ernsthaftest Belegungen entnehmen kann, darboten?

Diese meine Bilanz, diese Erwägung war immer sehr treu ausgefallen wenn ich beim letzten Kopfe angelangt war und ich sie heraus, was mir täglich für eine ungeheure Mühe grahen, wenn wir uns einreden, daß dieses oder jenes geistige in „den breitesten Kreisen“ Anerkennung finden wird. Was ein Selbstbetrug, diese breitesten Kreise!
Mein Gott wo bin ich denn da hingekommen? Ich sehe ein, ich auch keine Methode habe! Ich hatte doch meinen Schuldner-Sinne.
Ich hege wachstüchtig Furcht, daß mich dieser gewissenhafte, er sich einigend seiende Mensch ins Grab bringen wird.
Auch ich habe mich gelegentlich gegen mein Prinzip verhalten — welches Prinzip wäre denn nicht zu durchbrechen! — habe ihm ein Buch gegeben. Er freute sich mit demselben so sehr, als er es bei mir erblühte, er griff nach demselben mit so großen, glatten, schmerzhaften Bewegungen, die nur wahren Raubtieren eigen ist, als ob er mich mit Samt behaarte.
„Ja, Sie haben es! Schon so lange wünsche ich es zu lesen“, er leiht es mir doch, nicht wahr?
Und dabei verzog er die Lippen so feinsinnig wie über verbotenen Dohrtafel.

Ich widerstrebe nicht.
„Nun, wenn es nicht lange dauern wird — ich habe es nämlich selbst noch nicht ausgelesen. Aber ich habe jetzt gerade mit etwas anderem begonnen, ich will also warten, bis Sie es ausgelesen haben.“

„Bitte, bitte, ich will mich gewiß beeilen!“
Seine Hand bemächtigte sich des Buches und hielt es fest umklammert. Es tat mir plötzlich etwas leid, aber ich wußte selbst nicht, was der Grund war. Heute weiß ich es.
Es verging ein Monat, ein Vierteljahr. Ich bekam meinen Schuldner nicht zu Gesicht. Aber eines schönen Tages berührte mich im Theater eine weiße Hand.
„Mergern Sie sich, mein Herr, nicht über mich, daß ich jetzt noch immer Ihr Schuldner bin?“
„Ich wachte mich um; du guter Gott, er war es!“
„O keineswegs!“ Log ich höflich.
„Ich habe es bereits ausgelesen und bin Ihnen dafür sehr zu Dank verpflichtet. Es ist unbeschädigt, nicht ein einziges Blatt eingebogen! Ich habe Sie beständig gesucht, leider bin ich Ihnen nicht begegnet.“

Die Lerche.

Von Hans Brand.

Die Lerche aber läßt sich nicht verwirren.

Sie weiß wie du, mein wintermüdes Herz:

Den Seen eugt noch immer Eiseserz

den Atem ein. An kahlen Wäldchen klirren —

indessen ihre Knospen, frostverförrt,

noch immer schlafen — bleiche Tropfenblüten.

Die Erde schneeverschwärt. Die Winde wüthen.

Als wäre seiner Macht kein Ende, röhrn

der Winter. Die Lerche weiß — sie aber sieht,

was dir verborgen, hebt sich himmelan

und wird, ausschwebend, so zum Schwingenschwirren

der Hoffnung, daß sie nichts mehr ist als Lied,

singt ... singt ... Bis sie, da alle Kraft verzaun,

zur Erde fällt. Die Lerche läßt sich nicht verwirren!

Eine merkwürdige Geschichte! Er konnte es mir doch einfach bringen oder schicken. Ich bin doch nicht in der Welt verloren gegangen. Hat er es denn „beständig“ bei sich getragen, um es mir beim Begegnen zu geben? Heute hat er es doch auch nicht dabei.
„Dort ist Sie gesehen, um es Ihnen zurückzugeben?“
„O bitte sehr, wann es Ihnen beliebt!“
Er unterließ mich den ganzen Abend, während ich wie ein Rehender und als er sich nach der Vorstellung verabschiedete, meinte er demot.

„Also vielleicht morgen, wenn Sie erlauben.“
Es war gut, daß er „vielleicht“ gesagt hatte; denn ich sah ihn dann ein Vierteljahr nicht wieder und vermochte auch keine Wohnung nicht ausfindig zu machen.
Aber einmal, während eines heftigen Gurgelens, packte er mich an. Er lief mir quer über den Weg und ließ das Wasser seines Regenohrims gerade auf meinen Rücken heruntertropfen.
„Um Gottes willen, mein Herr, ich bin Ihr Schuldner. Sicherlich zürnen Sie mir schon — aber ich bitte, ärgern Sie sich nicht. Ich bringe es Ihnen dieser Tage. Ich denke beständig daran — nur, daß ich es Ihnen zustellen soll.“
Nun also, zum Henker —!

Er hielt mich im Regen eine halbe Stunde auf, befragte mich über alles Mögliche und Unmögliche, um mir die erdenklichste Aufmerksamkeit zu erweisen und als ich durchdrückt war, verließ er mich. Er wandte sich noch um und schaute mich erschuldigt an.
Es verließ wieder ein halbes Jahr.
Man veranstaltete irgend eine Volksfeier, bei der er als Veranstalter mit der „Ausschuh-Rakete“ geschmückt war. Ich bestand mich in einem Haufen von Menschen, als er meiner gewahr wurde.
„Ach, da sind Sie ja! ...“
Und er machte sich, mit Händen und Füßen arbeitend, durch eine Mauer ungläubiger Zuschauer zu mir Bahn. Nach langem Bemühen drückte er sich bis zu mir durch und dann sprach er mich an:

„O mein Lieber, daß ich Sie wieder einmal sehe! Ich bin noch beständig Ihr Schuldner. Zwei Monate hindurch habe ich es bei mir getragen, in der Hoffnung, daß ich Sie treffen werde, heute mußte ich es selbstredend beiseite legen, damit es mich nicht behindern solle. Aber — Sie sind doch täglich nachmittags dahin anzutreffen?“
„Selbstverständlich bin ich es.“
„Nun also, nächste Woche besuche ich Sie ... Geben Sie mir vielleicht die Zeit an, damit ich Sie nicht bei einer Arbeit störe.“

Ich war so töricht, ihm wirklich eine Stunde anzugeben. Wieviele Stunden sind seitdem verflohen! Tage, Wochen und Monate! Aber das Buch habe ich noch immer nicht.
Dafür aber lehe ich meinen Schuldner um so öfter. Ich bin im Begriffe, an Wenzelsplatz auf die Wärfst einer Elektrizität zu warten, er ist auch dort, packt mich beim Arme, entschuldigt sich und verpflückt mir, es zu bringen.

Ich sahre in der Tramway plötzlich springt jemand auf, um sich — mit den einfachsten Worten zu entschuldigen. Ich sehe, um einen Freund einzulösen, den ich seit langem nicht gesehen habe, ich möchte mit ihm ein paar Worte wechseln — der Weg wird mir durch meinen lieben Bekannten versperrt, der bedauert, der keine Ahnung hatte, daß er mich hier treffen würde, sonst hätte er das Buch hoch und heilig mitgenommen.

So verpflückt mich dieser edle Leser und mein Schuldner durch drei, ja fünf Jahre und ich kann ihm nicht entkommen. Ich schäme mich, ihn zu küssen, er wäge sich das Buch schon zum Tausel behalten, um mich mit seinen Ausreden zu verkommen, daß ich um das Buch nicht strebe, daß es veraltet ist, daß ich es schon längst anderwärts ausgelesen habe, daß ich mir ein anderes Exemplar gekauft habe — er aber bleibt so unerschrocken, so ergeben, so voll durchdrungen vom Bewußtsein eines Schuldners.

Ich bitte den lieben Herrgott, diesen meinen Schuldner niemals in einem Verlorenen reifen zu lassen. Denn wenn er mich endlich sollte, ist es möglich, daß er mir auf den Kopf herunter springt und ich fürchte, daß ich dann nicht einmal Zeit haben könnte, seine letzte Ausrede anzuhören.

Leih keine Bücher her, rufe ich euch!
Ich weiß, wie schwer man sie zurückbekommt. Ich habe in meiner Bibliothek schon mehrere Bücher, die ich ausgeliehen habe, aber was das Rückschicksal ist, ich weiß nicht einmal, wenn sie gehören.

Die Tragödie des Dichters in der Revolution.

Von Leo Trotski (Moskau).¹⁾

Wir haben Essenin verloren — diesen prachtvollen, frischen, ursprünglichen Poeten. Und auf welche tragische Weise verloren wir ihn! Er verließ uns freiwillig, sich mit seinem Herzblut von dem ungenannten Freunde — vielleicht von uns allen, verabschiedend. Verblüffend zart und weich sind seine letzten Zeilen. Er schied aus dem Leben ohne Wehklagen, ohne Pöke des Protestes — lautlos mit der blutenden Hand hinter sich die Tür schließend. Diese Geste beleuchtet die poetische und menschliche Erscheinung Essenins, die uns stets unvergänglich bleiben wird.

Essenin verfaßte fantastische Bagabundenlieder und verließ ein besonderes Gepräge den Liedern, deren Text die trunkenen, zänklichen Menschen in den Moskauer Schänken karaktierte. Offensichtlich er durch äußere Rauheit und Grobheit seine zarte, hilflose Seele zu verbergen und sich gegen die Härte des Zeitalters in welchem er lebte, zu schützen, jedoch gelang ihm letzteres nicht ganz. Die Härte der Wirklichkeit belegte ihn. Am 27. Dezember 1925 gestand er sich seine Unterlegenheit ein, ohne Herausforderung über Vorwurf. — Von der angenommenen äußeren Form müssen wir hier einiges sagen, weil Essenin die rauhe, bezaubernde Art, sich zu geben, nicht einfach aus Gefallen an dieser Art annahm, sondern sie aus dem alles andere als jacten und weichen Zeitalter in sich aufzog. Sich unter der Maske des Händelstüdens verborgend, und ihr den inneren, das heißt nicht zufälligen Tribut zollend, war das Wesen Essenins weisend. Nicht zu seinem Lobe sei letzteres gesagt, denn diese Weisheit war der Grund, weshalb wir Essenin verloren haben. Aber wir wollen ihm auch das Bestremde nicht zum Vorwurf machen; ist es denn möglich, dem Tyrannen aller Dichter, den wir nicht für uns zu erhalten verstanden haben, noch hinterher Vorwürfe zu machen!

Unsere Zeit ist eine herbe, vielleicht die herbste in der Geschichte der sogenannten zivilisierten Menschheit. Der Revolutionär, für diese Jahrzehnte geboren, ist von einem fanatischen Patriotismus seiner Epoche beherrscht. Essenin war kein Revolutionär. Der Autor von „Bogatjow“ und der „Ballade der 26“ war der intimste Lyriker. Unsere Epoche ist keine lyrische. Das ist der Hauptgrund, warum Sergej Essenin freiwillig und so früh uns und seine Epoche verließ.

Der Keim in ihm war volkstümlich und wie alles an ihm, war seine Volkstümlichkeit eine unverfälschte. Davon zeugt nicht das Poem vom Volksaufstand, sondern wiederum seine Lyrik. Berühmte Beispiele derselben muten uns zu allererst wie unmotivierte Herausforderung an. Der Dichter zwang uns, das in ihm wühlende Bäurische zu fühlen und es in uns aufzunehmen. Die in ihm stark entwickelte, bäurische Veranlagung spiegelt sich verfeinert in seinen Dichtungen wider.

Aber aus dieser Veranlagung entfiel der Zwiespalt, die persönliche Schwäche Essenins; aus dem Allen ist er entworfen und in dem Neuen konnte er keine Wurzeln schlagen. Die Stadt hat ihn nicht gefesselt, sondern ihn innerlich verwundet und haitlos gemacht. Die Ketten in andere Länder, in Europa und übers Meer haben ihn nicht ausgehoben. Lehrer hat auf ihn einen viel tieferen Eindruck gemacht als Nemow. In der persönlichen vollständigen Lyrik fand er viel mehr Weltanschauung, als in den Kulturzentren Europas und Amerikas. Essenin war der Revolution nicht feindlich gesinnt und keinesfalls ihr fremd.

Die Revolution drückte ihren Stempel auch auf die Struktur und die Form seiner Gedichte auf. Mit dem Niedergang des Alten verlor er nichts und trauerte der Vergangenheit nicht nach. Nein, der Dichter war der Revolution nicht fremd, er war ihr nur nicht weisensverwandt. Essenin war innerlich, zart und lyrisch — die Revolution öffentlich, episch und katastrophal. Daher brach das kurze Leben des Poeten mit einer Katastrophe ab!

Jemand sagte, daß jeder in sich die Feder, die Spirale seines Schicksals, trägt, und daß das Leben diese Spirale bis zu Ende aufrollt. Darin liegt nur eine teilweise Wahrheit. Die schaffende Feder Essenins stieg, sich aufrollend, auf die Grenzen der Epoche und sprang.

Er hat eine Anzahl Gedichte, die von der Epoche inspiriert sind, hinterlassen. Sein ganzes Schaffen ist von ihr beeinflusst. Und gleichzeitig erscheint er uns wie aus einer anderen Welt. Er ist nicht der Poet der Revolution.

Seine lyrische Spirale hätte sich nur unter harmonischen Bedingungen bis zu Ende entfalten können, wenn er unter glücklichen unbeschwerenen Menschen, die nur Freundschaft, Liebe und Anteilnahme kennen, hätte leben können.

Nach der gegenwärtigen Epoche, in deren Innerem sich noch viel unerlöste und erlöbende Kämpfe der Menschen untereinander verborgen, werden andere Zeiten kommen, und zwar solche Zeiten, die durch den herrschenden Kampf vorbereitet werden. Die menschliche Persönlichkeit wird neu erlesen und mit ihr die Lyrik. Die Revolution wird für jeden Menschen das Recht nicht nur auf Brot, sondern auch auf Lyrik erkämpfen.

Wem schrieb Essenin mit seinem Blute in seiner letzten Stunde? Vielleicht dachte er an den Freund, der noch nicht geboren ist, an den Menschen der Zukunft, welchen die einen durch Kampf gestalten, Essenin — durch seine Lieder. Der Dichter ging unter, weil er der Revolution weisensfremd war, aber im Namen der Zukunft wird sie ihn stets als ihr Kind betrachten.

Seiner innerlichen Hilflosigkeit sich bemußt, sehnte sich Essenin schon in seinen ersten Schaffensjahren nach dem Tode. Nur jetzt, nach seinem Sterben können wir alle, die wir ihn wenig oder gar nicht kannten, seine verinnerlichte, aufrichtige Lyrik schätzen, deren Gedächtnis fast alle mit dem Blute seiner verwundeten Seele geschrieben sind. Um so schwerer ist der Verlust. Unser tiefer Schmerz findet in dem Bewußtsein Trost, daß dieser prächtige, einzige Dichter unsere Epoche auf seine Weise festgehalten und bereichert hat.

Die Erbschaft des Dichters soll durch nichts getrübt werden. Die Spirale, die vom Schicksal in unsere Epoche hineingelegt wurde, ist unvergleichlich mächtiger, als die, die in jedem Menschen ist. Die Spirale der Geschichte wird sich ganz und gar aufrollen. Man soll sich ihr nicht entgegenstellen, sondern bewußt und durchdringt die Zukunft vorbereiten.

Der Poet ist tot. Es lebe die Poesie! Ein hilfloses Menschenkind kirzte in den Grund! Es lebe das schaffende Leben, in das bis zum letzten Atemzug Sergej Essenin die kostbaren Fäden seiner Poesie verwebt.

¹⁾ Wir entnehmen diesen Nachruf Trotskis, den wir noch jener als Schriftsteller höher stellen wie als Politiker, der offiziellen russischen Zeitchrift „Das neue Russland“ (Berlin). Wenn der Dichter Essenin, dessen Selbstmord dieser Aufsatz in Deutschland auch wenig bekannt war, so ist sein Schicksal doch ein so typisches, daß es augenblicklich die ganze Tragödie des literarischen Menschen in der hochentwickelten Revolution anrollt. Charakteristisch — und von Trotski nicht ohne Grund mit Stillbeweigen übergeben — ist die Tatsache, daß dieser Dichter der proletarischen Bewegung nicht ohne Nutzen in den Bürgerkriegskämpfen das Leben in Russland unerschrocken und tapfer gelebt hat. Das ist ein sehr bemerkenswertes Merkmal. Der Nachruf des Bolschewikentheoretikers Trotski liegt dem Problem auf, ohne es zu lösen.

Unterhaltung

Mein Schuldner.

Erzählung von Ignat Herrmann.

Aus dem Tschechischen überfetzt von J. Reismann.

„Weißt keine Bücher her, werter Freunde! Ich bilde mir nicht etwa ein, euch damit etwas Neues anzuhaben, denn sicherlich habt ihr diesen Rat schon irgendwo im Leben gehört oder zumindest gelesen; aber eine gute Idee wiederholt werden und deshalb rufe ich euch aus Seele zu: Leih keine Bücher her!“

„Es gibt nichts, was in den Augen des Nebenmenschen einen geringen Wert hat — aber was sag' ich denn da! — nichts seinen Augen so wertlos wie ein fremdes Buch. Er sieht euch am Schreibtische liegen, in Bücherschranke, am Kasten, es wie von ungefähr in die Hand und fragt nachlässig: Sie es schon gelesen?“

„Ihr ahnt nichts Böses und antwortet daher unvorsichtiger: Ja!“

„Ach, seien Sie doch so freundlich und leihen Sie es mir“, euer Gast schon ein wenig eindringlicher. „Sie bekommen fort wieder, sobald ich es nur ausgelesen habe.“

„Eine Kusche, daß ihr es schon jemandem anderen verliehen habt, fällt euch nicht sofort ein; ihr könnt euch doch nicht erlauben, daß ihr es euch selbst ausgeliehen habet und es geben müßtet! — aber wozu denn auch? Das Buch ist ja eurer Stempel oder eurem Namenszug versehen, überdies ist ihr durch langes Lieberlegen vielleicht gar euren Geist zugehen und so kommt es, daß euch unwillkürlich ein: „Bitte, nehmen Sie es nur mit, aber seien Sie so gut und bringen mir es so bald als möglich...“ entfließt.“

„Na, das versteht sich doch von selbst“, versichert euch euer aufs entschiedenste.

Ihr habt gerade noch Zeit, es ihm aufmerksam aus der Hand zu nehmen, euch den Titel anzusehen, vielleicht sogar auf die Widmung zu blicken, mit der linken Hand noch rasch alle Buchstaben zu befehlen, den Inhalt mit den Augen zu überfliegen, daß ihr es euch einprägen wolle, was ihr gelesen habt und daß es den Anschein hat, als ob das Buch in eurer Hand liege — da überreicht ihr es schon eurem Bekannten. Ihr aber gleichzeitig, daß ihr euch mit ihm auf lange Zeit verabschiedet.

„Auf lange Zeit? In neunzig von hundert Fällen nehmt es wieder für immer ab. Mein ihr es herleiht, so ist es, ihr es begraben würdet. Ihr werdet es nie mehr wiedersehen. Und selbst, wenn es sich um euren besten Freund handelt, ihr es übergeben habt.“

„Deshalb wiederhole ich euch auf das eindringlichste: Leih keine Bücher her!“

Natürlich gibt es auch ehrbare Ausnahmen. Euer Hausvater, sein Sohn oder sein Tochterchen, euer Fließschneider, der Student aus der Nachbarschaft, die Nähterin im Souterrain im vierten Stock, eure Zeitungsträgerin — jawohl, diese nur diese Leser allein, scheinen es zu wissen, daß das Buch ihnen gehört, der es herrlich. Diese Leser lesen das Buch sehr bald aus, erhalten es mit Dank zurück und bitten den um ein neues. Selten aber retourniert derjenige ein der zur sogenannten „besseren Gesellschaft“ gehört. Ja, die bevorzugtere Stellung ein solcher in dieser „besseren“ Gesellschaft hat, desto rücksichtsloser geht er mit einem fremden um.

Ihr weist vielleicht manchmal genug entschieden die Bitte jener armen Gläubiger ab, die euch das Buch sicher zurückgeben würden, aber aus allzu großer Höflichkeit oder Dienstfertigkeit lehnt ihr es, obgleich sich euer Inneres dagegen sträubt, „besseren“ Menschen, um es nie wiederzusehen!

Ihr rät euch daher, jedem dieser Wohlthäter, der es verleiht euch eurer Bücheretwas herauszulassen, einfach zu antworten: „Ich bedauere, aber ich leihe nichts her, bitte es sich zu tun.“

Was? Ihr glaubt, daß ihr die bekannte Antwort hören werdet? Tut nichts, wenigstens erhaltet ihr euren Schatz, den seit Jahren sammelt. Ich kenne sie, diese Antwort jener aber ausgeliehener Bücher, nämlich, daß sie kein Geld zum Auswerfen für Bücher hätten.

Natürlich, für ein Buch ist das Geld hinausgeworfen! Ich zwar noch nie von jenen Wägern, die die „Creme“ der Wissenschaft bilden, eine Beschwerde darüber vernommen, was Kraft, der wöchentliche Spielmühe bei der Tarokpartie, Ausgaben in den Pillener Bierstuben, für Sträußchen und Kissen, Diamantfingerringe, die verschiedenen Möbelstücke und die zahlreichen anderen fruchtlosen Stedenpfechtchen, aber der Buchhändler, der sich eines Tages aus dem Adressbuch den Namen einer dieser Herren herausgeschrieben hat, um Versuch zu machen, den Kreis seiner Kunden zu vergrößern, ihr aufs Geratewohl ein Buch zur Ansicht sandte, der ist ein schämter Kerl! Ja, meint er denn, daß man das Geld auf Straße findet?

Ihr aber wenden Sie ein, daß solche Leute sich überhaupt nicht ausleihen und sie nicht lesen und ich gebe es gerne zu. Sicherlich, ich sag' selbst oft im Gasthause oder in einem Kaffeehaus und war von einer Menge Menschen mit schweren Worten umgeben, von Leuten, die Stellen von Stadträten, Verwaltungsräten und Direktoren bekleideten, von Unternehmern, Spekulanten, welche über ganze Häuserkomplexe debattierten, Laufbüchern nur so herumwanden, über öffentliche Angelegenheiten, über die neuesten und über wichtige Beschäftigungen abhandeln: Ich überflog prüfend diese Gesichter und beschäftigte mich mit dem Gedanken: wer unter euch weiß wohl, was man es schreibe oder drucke? Ob ihr wohl eine Ahnung von jener Personen habt, welche in den letzten zwanzig, zehn oder fünf Jahren (gar nicht zu reden von den Erscheinungen der letzten Jahrhunderte) literarischen Louvreplätze aufstauten und die sich auch in den höchsten, sozialen Fragen zu lösen, indem sie ihre Ansichten in der literarischsten Form vorbrachten, indem sie dieselben im Reden von Beisitzern oder von Profis ausdrückten oder ihre Gedanken in der literarischsten Form, aus denen man im Wesen ernsthafteste Gedanken entnehmen kann, darboten?

Diese meine Bilanz, diese Erwägung war immer sehr trübselig, wenn ich beim letzten Kopfe angelangt war und die Spitze heraus, was wir täglich für eine ungeheure Menge groß, wenn wir uns einreden, daß dieses oder jenes geistige Werk in den breitesten Kreisen Anerkennung finden wird. Was ein Selbstbetrug, diese breitesten Kreise!

Mein Gott wo bin ich denn da hingekommen? Ich sehe ein, ich auch keine Methode habe! Ich hatte doch meinen Schuldner im Sinne.

Ich hege wachsthaftig Furcht, daß mich dieser gewissenhafte, in die Augen erscheinende Mensch ins Grab bringen wird. Auch ich habe mich irgendeinmal gegen mein Prinzip verstoßen — welches Prinzip wäre denn nicht zu durchbrechen! — habe ihm ein Buch geliehen. Er freute sich mit demselben so sehr, als er es bei mir erblühte, er griff nach demselben mit so weichen, glatten, schmeichelfähigen Bewegungen, die nur wackrigen Raubtieren eigen ist, als ob er mich mit Samt umarmen wollte.

„Ich Sie haben es! Schon so lange wünschte ich es zu lesen“, er leiht es mir doch nicht mehr?“

Und dabei verzog er die Lippen so feinschmeckend wie über den kostbarsten Delikatessen.

Ich widersetzte nicht.

„Nun, wenn es nicht lange dauern wird — ich habe es nämlich selbst noch nicht ausgelesen. Aber ich habe jetzt gerade mit etwas anderem begonnen, ich will also warten, bis Sie es ausgelesen haben.“

„O bitte, bitte, ich will mich gewiß beeilen!“

Seine Hand bemächtigte sich des Buches und hielt es fest umklammert. Es tat mir plötzlich etwas leid, aber ich wußte selbst nicht, was der Grund war. Heute weiß ich es.

Es verging ein Monat, ein Vierteljahr. Ich bekam meinen Schuldner nicht zu Gesicht. Aber eines schönen Tages berührte mich im Theater eine weiße Hand.

„Morgens Sie sich, mein Herr, nicht über mich, daß ich jetzt noch immer ihr Schuldner bin?“

Ich wandte mich um; du guter Gott, er war es!

„O keineswegs!“ lag ich höflich.

„Ich habe es herzlich ausgießen und bin Ihnen dafür sehr zu Dank verpflichtet. Es ist unbeschädigt, nicht ein einziges Blatt eingeknickt! Ich habe Sie beständig gedacht, leider bin ich Ihnen nicht begegnet.“

Die Lerche.

Von Hans Brand.

Die Lerche aber läßt sich nicht verwirren.
Sie weiß wie du, mein winterwundes Herz:
Den Seen engt noch immer Eisenerz
den Atem ein. An kahlen Büschen klirren —

indessen ihre Ruospen, frostverförrt,
noch immer schlafen — bleiche Tropfenblüten.
Die Erde schneeverchwärt. Die Winde wüten.
Als wäre seiner Macht kein Ende, röhr

der Winter. Die Lerche weiß — sie aber sieht,
was dir verborgen, hebt sich himmelan
und wird, aufschwebend, so zum Schwingenschwirren
der Hoffnung, daß sie nichts mehr ist als Lied,
singt... singt... Bis sie, da alle Kraft verrann,
zur Erde fällt. Die Lerche läßt sich nicht verwirren!

Eine merkwürdige Geschichte! Er konnte es mir doch einfach bringen oder schicken. Ich bin doch nicht in der Welt verloren gegangen. Hat er es denn „beständig“ bei sich getragen, um es mir beim Begegnen zu geben? Heute hat er es doch auch nicht dabei. „Darf ich Sie besuchen, um es Ihnen zurückzugeben?“

„O bitte sehr, wann es Ihnen beliebt!“

Er unterließ mich den ganzen Abend, flüsternd ließ wie ein Liebender und als er sich nach der Vorstellung verabschiedete, meinte er besorgt:

„Also vielleicht morgen, wenn Sie erlauben.“

Es war gut, daß er „vielleicht“ gesagt hatte; denn ich sah ihn dann ein Vierteljahr nicht wieder und vermochte auch keine Wohnung nicht ausfindig zu machen.

Aber einmal, während eines heftigen Gurgelens, packte er mich an. Er lief mir quer über den Weg und ließ das Wasser seines Regenschirms gerade auf meinen Rücken heruntertropfen.

„Um Gottes willen, mein Herr, ich bin Ihr Schuldner.“

Sicherlich rümpfte Sie mir schon — aber ich bitte, ärgern Sie sich nicht. Ich bringe es Ihnen diesen Tage. Ich denke beständig daran — nur, daß ich es Ihnen zustellen soll...“

Nun also, zum Henter —!

Er hielt mich im Regen eine halbe Stunde auf, befragte mich über alles Mögliche und Unmögliche, um mir die erdenklichste Aufmerksamkeit zu erweisen und als ich durchdrückt war, verließ er mich. Er wandte sich noch um und lächelte mich entschuldigend an.

Es verließ wieder ein halbes Jahr.

Man veranstaltete irgend eine Kaffeeparty, bei der er als Veranstalter mit der „Ausschuh-Rohrde“ geschmückt war. Ich besah mich in einem Hause von Menschen, als er meiner gewahr wurde.

„Ach, da sind Sie ja!...“

Und er machte sich, mit Händen und Füßen arbeitend, durch eine Mauer ungeschickiger Zuschauer zu mir Bahn. Nach langem Bemühen drückte er sich bis zu mir durch und dann sprach er mich an:

„O mein Lieber, daß ich Sie wieder einmal sehe! Ich bin noch beständig Ihr Schuldner. Zwei Monate hindurch habe ich es bei mir getragen, in der Hoffnung, daß ich Sie treffen werde, heute mußte ich es schließlich beiseite legen, damit es mich nicht behindern sollte. Aber — Sie sind doch täglich nachmittags daheim anzutreffen?“

„Selbstverständlich bin ich es.“

„Nun also, nächste Woche besuche ich Sie... Geben Sie mir vielleicht die Zeit an, damit ich Sie nicht bei einer Arbeit störe.“

Ich war so töricht, ihm wirklich eine Stunde anzugeben. Wieviele Stunden sind bisher verfloßen! Tage, Wochen und Monate! Aber das Buch habe ich noch immer nicht.

Dafür aber lege ich meinen Schuldner um so öfter. Ich bin im Begriffe, am Wenzelsplatz die Wächter einer Elektrischen zu warten, er ist auch dort, packt mich beim Arme, entschuldigt sich und verpörrt mich, es zu bringen.

Ich sahe in der Tramway, plötzlich springt jemand auf, um sich — mit den hilflosesten Worten zu entschuldigen. Ich eile, um einen Freund einzusparen, den ich seit langem nicht gesehen habe, ich möchte mit ihm ein paar Worte wechseln — der Weg wird mir durch meinen lieben Bekannten versperrt, der bedauerlich, der keine Ahnung hatte, daß er mich hier treffen würde, sonst hätte er das Buch noch und heilig mitgenommen.

So verfährt mich dieser tolle Leser und mein Schuldner durch drei, ja fünf Jahre und ich kann ihm nicht entrinnen. Ich schäme mich, ihm zu sagen, er möge sich das Buch schon zum Teufel behalten, um mich mit seinen Ausreden zu veröhnen, daß ich um das Buch nicht strebe, daß es veraltet ist, daß ich es schon längst anderwärts ausgeliehen habe, daß ich mir ein anderes Exemplar gekauft habe — er aber bleibt so aufmerksam, so ergeben, so voll durchdrungen vom Bewußtsein eines Schuldners.

Ich bitte den lieben Herrgott, diesen meinen Schuldner niemals in einem Moment weichen zu lassen. Denn wenn er mich erblicken sollte, ist es möglich, daß er mich auf den Kopf haarscharf bringt und ich fürchte, daß ich dann nicht einmal Zeit haben könnte, seine letzte Kusche entgegenzunehmen.

Leih keine Bücher her, rät ich euch!

Ich weiß, wie schwer man sie zurückbekommt. Ich habe in meiner Bekanntschaft seit zehn Jahren selbst — drei ausgeliehene Bücher und was das Allerhöchste ist, ich weiß nicht einmal, dem sie gehören...“

Die Tragödie des Dichters in der Revolution.

Von Leo Trozki (Moskau).*)

Wir haben Essenin verloren — diesen prachtvollen, frischen, ursprünglichen Poeten. Und auf welche tragische Weise verloren wir ihn! Er verließ uns freiwillig, sich mit seinem Herzblut von dem ungeliebten Freunde — vielleicht von uns allen, verabschiedend. Verblüffend fast und weich sind seine letzten Zeilen. Er schied aus dem Leben ohne Wehklagen, ohne Pose des Protestes — lautlos mit der blutenden Hand hinter sich die Tür schließend. Diese Worte bezeichnen die poetische und menschliche Erscheinung Essenins, die uns stets unvergänglich bleiben wird.

Essenin verfaßte karaktistische Bagabundenlieder und vornehmlich ein besonderes Gepräge den Liedern, deren Text die trunkenen, zänkischen Menschen in den Moskauer Schänken karaktierte. Oft versuchte er durch äußere Raubheit und Grobheit seine zarte, hilflose Seele zu verbergen und sich gegen die Härte des Zeitalters in welchem er lebte, zu schützen, jedoch gelang ihm letzteres nicht ganz. Die Härte der Wirklichkeit besiegte ihn. Am 27. Dezember 1925 gestand er sich seine Unterlegenheit ein, ohne Herausforderung oder Vorwurf. — Von der angenommenen äußeren Form müssen wir hier einiges sagen, weil Essenin die rauhe, deutsche Art, sich zu geben, nicht einfach aus Gefallen an dieser Art annahm, sondern sie aus dem alles andere als zarten und weichen Zeitalter in sich aufzog. Sich unter der Masse des Handelsjudenden verbergend, und ihr den inneren, das heißt nicht zufälligen Tribut zollend, war das Wesen Essenins weit fremd. Nicht zu seinem Lobe sei letzteres gesagt, denn diese Weisheit war der Grund, weshalb wir Essenin verloren haben. Aber wir wollen ihm auch das Weisheit nicht zum Vorwurf machen: ist es denn möglich, dem Lyrischen aller Dichter, den wir nicht für uns zu erhalten verstanden haben, noch hinterher Vorwürfe zu machen!

Unsere Zeit ist eine herbe, vielleicht die herbste in der Geschichte der sogenannten zivilisierten Menschheit. Der Revolutionär, für diese Jahrzehnte geboren, ist von einem fanatischen Patriotismus seiner Epoche beherrscht. Essenin war kein Revolutionär. Der Autor von „Bagabunden“ und der „Ballade der 26“ war der intimste Lyriker. Unsere Epoche ist keine lyrische. Das ist der Hauptgrund, warum Sergei Essenin freiwillig und so früh uns und seine Epoche verließ.

Der Reim in ihm war vollständig und wie alles an ihm, war seine Vollständigkeit eine unverfälschte. Davon zeugt nicht das Poem vom Volksaufstand, sondern wiederum seine Lyrik. Verschiedene Beispiele derselben muten uns zu allererst wie unmotivierte Herausforderung an. Der Dichter zwang uns, das in ihm wurzelnde Bäurische zu fühlen und es in uns aufzunehmen. Die in ihm stark entwickelte, bäurische Verantwortung spiegelt sich verfeinert in seinen Dichtungen wider.

Aber aus dieser Verantwortung entsteht der Zwiespalt, die persönliche Schwäche Essenins; aus dem Alten ist er entwurzelt und in dem Neuen konnte er keine Wurzeln schlagen. Die Stadt hat ihn nicht gefestigt, sondern ihn innerlich verwundet und hantlos gemacht. Die Reiten in andere Länder, in Europa und übers Meer haben ihn nicht ausgeglichen. Leherau hat auf ihn einen viel tieferen Eindruck gemacht als New York. In der persischen vollstimmigen Lyrik fand er viel mehr Weisheit, als in den Kulturzentren Europas und Amerikas. Essenin war der Revolution nicht feindlich gesinnt und keinesfalls ihr fremd.

Die Revolution drückte ihren Stempel auch auf die Struktur und die Form seiner Gedichte auf. Mit dem Niedergang des Alten verlor er nichts und trauerte der Vergangenheit nicht nach. Nein, der Dichter war der Revolution nicht fremd, er war ihr nur nicht weisensverwandt. Essenin war innerlich, zart und lyrisch — die Revolution öffentlich, episch und katastrophal. Daher brach das kurze Leben des Poeten mit einer Katastrophe ab!

Jemand sagte, daß jeder in sich die Feder, die Spirale seines Schicksals, trägt, und daß das Leben diese Spirale bis zu Ende aufrollt. Darin liegt nur eine teilweise Wahrheit. Die schaffende Feder Essenins stieg, sich aufrollend, auf die Grenzen der Epoche und sprang.

Er hat eine Anzahl Gedichte, die von der Epoche inspiriert sind, hinterlassen. Sein ganzes Schaffen ist von ihr beeinflusst. Und gleichzeitig erscheint er uns wie aus einer anderen Welt. Er ist nicht der Poet der Revolution.

Seine lyrische Spirale hätte sich nur unter harmonischen Bedingungen bis zu Ende entfalten können, wenn er unter glücklichen unbedingten Menschen, die nur Freundschaft, Liebe und Anteilnahme kennen, hätte leben können.

Nach der gegenwärtigen Epoche, in deren Innerem sich noch viel unerbittliche und erlösende Kämpfe der Menschen untereinander verbergen, werden andere Zeiten kommen, und zwar solche Zeiten, die durch den herrschenden Kampf vorbereitet werden. Die menschliche Persönlichkeit wird neu erschaffen und mit ihr die Lyrik. Die Revolution wird für jeden Menschen das Recht nicht nur auf Brot, sondern auch auf Lyrik erkämpfen.

Wem schrieb Essenin mit seinem Blute in seiner letzten Stunde? Vielleicht dachte er an den Freund, der noch nicht geboren ist, an den Menschen der Zukunft, welchen die einen durch Kampf gestalten, Essenin — durch seine Lieder. Der Dichter ging unter, weil er der Revolution weisensfremd war, aber im Namen der Zukunft wird sie ihn stets als ihr Kind betrachten.

Seiner innerlichen Hilflosigkeit sich bewußt, lehnte sich Essenin schon in seinen ersten Schaffensjahren nach dem Tode. Nur jetzt, nach seinem Sterben können wir alle, die wir ihn wenig oder gar nicht kannten, seine verinnerlichte, aufrichtige Lyrik schätzen, deren Gedichte fast alle mit dem Blute seiner veränderten Seele geschrieben sind. Um so schwerer ist der Verlust. Unter tiefer Schmerz findet in dem Bewußtsein Trost, daß dieser prachtvolle, einzige Dichter unsere Epoche auf seine Weise festgehalten und bereichert hat.

Die Ehre des Dichters soll durch nichts getrübt werden. Die Spirale, die vom Schicksal in unsere Epoche hineingelegt wurde, ist unvergleichlich mächtiger, als die, die in jedem Menschen ist. Die Spirale der Geschichte wird sich ganz und gar aufrollen. Man soll sich ihr nicht entgegenstellen, sondern bewußt und durchdracht die Zukunft vorbereiten.

Der Poet ist tot. Es lebe die Poesie! Ein hilfloses Menschenkind stürzte in den Abgrund! Es lebe das schaffende Leben, in das bis zum letzten Atemzug Sergei Essenin die kostbaren Gaben seiner Poesie verwebt.

*) Wir entnehmen diesen Nachruf Trozki's, den wir nur leider als Schriftsteller höher stellen wie als Politiker, der offiziellen russischen Zeitschrift „Das neue Russland“ (Moskau). Wenn der Dichter Essenin, dessen Selbstmord dieser Nachruf gilt, in Deutschland auch wenig bekannt war, so ist sein Schicksal doch ein so typisches, daß es zugleich die ganze Tragödie des literarischen Menschen in der hochentwickelten Revolution des 19. Jahrhunderts — und von Trozki nicht ohne Grund besprochen — charakteristisch — und von Trozki nicht ohne Grund mit Stillbeweiher übertragen — ist. Die Lyrik, die dieser Dichter der proletarischen Bauernschaft nicht etwa mittels der Bürgerkriegskämpfer das Leben in Russland unterhalten, sondern gerade in der letzten Zeit der proletarischen Bauernschaft. Der Nachruf des Nachrufes unterwirft das darin liegende Problem auf, ohne es zu lösen.

Etwas vom Elektron, dem Baustein des Weltalls.

Wenn vor zwanzig oder dreißig Jahren ein Jemand gesagt hätte, daß Elektrizität eine Art Gas wäre, das durch die Drähte der Leitungen strömt und das man aus ihnen (zum Beispiel aus den Leuchten der Bäckereiführer) durch Zerschlagung herausstoßen kann wie Wasser aus einem Teufel, so hätte man ihn vermutlich ausgelacht oder gar in ein Irrenhaus gesperrt. Heute wissen wir, daß Elektrizität in der Tat ein „Gas“ ist, ganz dünnes und leichtes Gas ist, das sich, wie eine Staubwolke aus einzelnen Körnern, aus kleinsten Teilchen zusammensetzt, die wir Elektronen nennen. Diese kleinen Elektronen also, von denen etwa zirkeln 10 000 000 000 000 000 000 000 000 ein Gramm wiegen, sind es, die die Motore der Straßenbahn treiben, den Faden der Glühlampen zum Leuchten bringen und die Radiowellen ausstrahlen.

Überall dort, wo wir die Wirkung der Elektrizität wahrnehmen, ist es das Elektron, das sie hervorruft. Zuerst entdeckte man es, als man die Erscheinungen der sogenannten „Elektricität“ (die Zerschlagung von Stoffen durch den elektrischen Strom) studierte. Wenn wir nämlich zum Beispiel Kochsalz in Wasser auflösen und einen elektrischen Strom hindurchschicken, so beobachten wir, daß es in seine Bestandteile zerlegt wird. Kochsalz besteht nämlich aus dem Metall Natrium und aus dem Gas Chlor, und zwar ist immer ein chemisches Atom des Natriums mit einem Atom des Chlors zu einem sogenannten Molekül verbunden. Wenn wir Kochsalz in Wasser auflösen, so wird sofort jedes Molekül gespalten und die kleinsten Teilchen des Chlors trennen sich von denen des Natriums. Dabei sind alle Natriumteilchen elektrisch positiv und alle Chlorteilchen elektrisch negativ geladen. Von beiden aber sind gleich viele vorhanden. Da die Elektronen immer negativ sind, so heißt das; die Natriumteilchen haben ein Elektron zu wenig, die Chlorteilchen ein Elektron zu viel, um unelektrisch zu sein. Schalten wir nun einen Strom ein, so wollen die am negativen Pol durch den Strom angehaften Elektronen zum positiven Pol herüber und benutzen als Verkehrsmittel die geladenen Chlor- und Natriumteilchen. Die positiv des Natriums teilchen werden nämlich jetzt von dem negativen Pol angezogen, wandern zu ihm hin, vereinigen sich hier jedes mit einem Elektron und werden so als unelektrisches Natrium an ihm abgelassen. Umgekehrt wandern die negativen Chlorteilchen zum positiven Pol und geben jedes dort ein Elektron ab, sind nun gleichfalls unelektrisch geworden und treten als Chlorgas in Erscheinung. Je mehr Elektronen im negativen Pol liegen, desto mehr Natriumteilchen werden zu ihm hingezogen, und für jedes Elektron, das den Pol verläßt, wird am anderen Pol durch ein Chlorteilchen ein Elektron abgegeben. Die Zahl der Chlor- und Natriumteilchen, die sich am positiven bzw. negativen Pol sammeln, ist also ebenso groß, wie die Zahl der Elektronen, die auf diese Weise durch die Leitungen auf der einen wie Natriumteilchen auf der anderen Seite ausgeglichen, und so kommt es, daß die gesamten Mengen des Chlors und des Natriums in jedem Gewichtsverhältnis stehen. Diesem merkwürdigen Gesetz, das schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den großen englischen Physiker Faraday entdeckt wurde, war es gerade, das zuerst auf das Vorhandensein der Elektronen hinwies. Denn man kann den Vorgang der Elektrifizierung nur erklären, wenn man annimmt, daß es auch für die Elektrizität kleinste Teilchen gibt, die man nicht mehr teilen kann.

Heute kennen wir diese kleinsten Teilchen der Elektrizität, die Elektronen, schon sehr genau, wissen, wieviel ein einzelnes Elektron wiegt und welche Ladung jedes einzelne mit sich trägt. Jeder Körper, alles Stoffliche dieser Welt überhaupt, besteht aus Atomen der chemischen Elemente. Die Atome selbst sind aber wiederum aus Elektronen aufgebaut. Und zwar besteht jedes Atom in seinem normalen, unelektrischen Zustand aus einer bestimmten Anzahl von Elektronen. Darum gibt es auch für jeden Körper eine bestimmte Normalzahl der Elektronen. Wenn er diese besitzt, ist er unelektrisch. Sind in ihm mehr Elektronen vorhanden, als ihm zukommen, so erscheint er als negativ geladen, da ja jedes einzelne Elektron negativ ist, fehlen ihm Elektronen an seiner Normalanzahl, so erscheint er als positiv geladen zu sein. Es gibt also in Wirklichkeit nur eine Art von Elektrizität, nämlich die negative, die das Vorhandensein wirklicher negativer Elektronen bedeutet. Der positive elektrische Zustand bedeutet nur das Fehlen von Elektronen. Heute müssen wir sagen, daß es ein höchst unglücklicher Zufall war, als man im 18. Jahrhundert die Elektrizität der geriebenen Glasröhre mit positiv, die der Siegelmasse mit negativ benannte. Man konnte damals nicht wissen, daß die umgekehrte Bezeichnung weitauß besser und anschaulicher gewesen wäre, denn wir kennen das Wesen der Elektrizität erst seit kurzer Zeit. Wir haben aber auch heute nicht mehr die Möglichkeit, diesen unglücklichen Zufall wieder gut zu machen, denn das hieße, die Bezeichnungen an Millionen und Wernationellen von Schaltern, Dynamomaschinen, Refinanzinstrumenten usw. zu ändern.

Der große deutsche Physiker Helmholtz war es, der zuerst von dem Wesen der Elektrizität ausgehend, auf das Vorhandensein dieser unteilbaren Elektrizitätsteilchen hinwies, und zwar in einem Vortrag, den er zu Ehren Faradays, des ersten Beobachters der Gesetze der Elektrizität, im Jahre 1847 hielt. Der englische Physiker Stoney nannte diese kleinsten Teilchen „Electrons“. Heute sind sie uns besonders durch die Studien an sogenannten „Kathodenstrahlen“ vertraut geworden. Diese Strahlen entstehen folgendermaßen: pumpen wir aus einem Glasrohr die Luft sehr weitgehend heraus und senden einen hochgespannten elektrischen Strom hindurch, das heißt eine Schaar von Elektronen, die unter einem starken elektrischen Druck stehen, so fliegen die Elektronen vom negativen Pol aus frei und geradlinig mit ungeheurer Geschwindigkeit durch die Röhre hindurch. Man kann ihre Geschwindigkeit messen und findet diese bei rund hunderttausend Kilometern in der Sekunde. Hier in dem Kathodenstrahl treten uns

also die Elektronen frei und nicht mit Stoffteilchen verbunden entgegen, und darum haben uns gerade diese Kathodenstrahlen in unserer Kenntnis vom Wesen der Elektronen weitergeführt, besonders durch die langjährigen Arbeiten des Heidelberger Physikers Professor R. Lenard.

Wo die Kathodenstrahlen auf die Glaswand der Röhre oder einen in der Röhre aufgestellten Metallschirm aufstreifen, leitet sich die Energie, die in ihrer Bewegung steckt, in Röntgenstrahlen um. Röntgenstrahlen, Licht und Radiowellen sind alle drei elektrische Wellen, die sich nur durch ihre Wellenlänge unterscheiden. Es liegt lediglich an der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, daß wir die ersten mit Hilfe der photographischen Platte, die zweite mit dem Auge, die dritte mit dem Radioapparat wahrnehmen. Überall, wo elektrische Wellen, gleichviel ob Radio, Licht oder Röntgenstrahlen, auftreten, werden sie durch Elektronen ausgetrieben, die ihren Bewegungszustand ändern.

Wenn die Elektronen durch die Drähte fließen, so erzeugen sie alle die Wirkungen, die uns aus dem tagtäglichen Leben bekannt sind. Nehmen wir zum Beispiel einen ganz dünnen Draht, durch den wir eine große Anzahl von Elektronen schicken, so beginnt er zu glühen und wir müssen ihn nur noch durch eine Glasschülbe von der Luft abschließen, damit er nicht verbrennt, so haben wir die Glühlampe vor uns.

Das Elektron, das die Motore treibt, die Lichtwellen erzeugt, die Atome aufbaut, ist einer der elementaren Bausteine der Natur, aber kaum einer von denen, die täglich durch einen Druck auf den Klingelknopf oder durch den elektrischen Schalter Millionen von Elektronen in Bewegung setzt, ist sich dessen bewußt, daß die große Leistung, die er erbringt, durch die Verteilung unendlich vieler kleinster Elektrizitätsteilchen bewirkt wird.

Religiöse Sonnentänze mit Radio.

Der 20. Februar ist für die Eskimos des arktischen Archipels ein hoher Festtag, der seit Jahrhunderten durch religiöse Tänze gefeiert wird. Diese Tänze huldigen der wiederkehrenden Sonne, die nach 135tägiger Abwesenheit wieder am Horizont auftaucht. Beobachtungsreisen der britischen kanadischen Postzeit lassen es sich, ebenso wenig wie die weißen Beamten der Polarforschungsreisen, nicht nehmen, sich an diesen uralten und primitiven Sonnentänzen der Eskimos zu beteiligen, die an irgendeinem offenen Platz zumeist auf dem Eisfeld längs der Küsten stattfinden. Früher tanzte man sie zur Begleitung des Gesanges der eingeborenen Jambere, der durch die von irgendeinem der weißen Gäste gespielten Jambereharmonika unterstützt wurde. Dieses Jahr aber erhält die Feier der Begrüßung der Sonne noch eine ganz besondere Bedeutung, die einen neuen Abschnitt in den Annalen der arktischen Zone eröffnet, denn der Götze der eingeborenen Jambere und die Jambereharmonika sind an diesem 20. Februar zum ersten Mal in der Geschichte dieses uralten Kultus durch das jüngste Weltwunder, das Radio, ersetzt. Die Eskimos tanzten dieses Jahr nach der Musik, die von den vier Weltfunkstationen-Rundfunkstationen geliefert wurde. Man hatte während des ganzen Sommers sorgfältige Vorbereitungen getroffen, um in der Lage zu sein, in dem Augenblick, in dem die Sonne über dem Horizont aufzutauchen würde, mit dem Rundfunkprogramm beginnen zu können. In diesem Zweck hatte der Radio-Operateur des Schiffes „Arctic“ die Maßnahmen in Ellesmere- und Smith-Sund, 79 Grad nördlicher Breite und im Nordischen Ozean inhaftiert. Andere Apparate wurden auf der Insel Norddeon und weiters noch im Haffin-Land aufgestellt. In der Nacht zum 20. Februar wurde pünktlich um 9 Uhr Chicagoer Zeit von den Stationen in East-Mittlerburg und Springfield in Massachusetts, in Chicago und in Hastings im Staats Nebraska der Sendebetrieb nach dem arktischen Archipel eröffnet. Gleichzeitig verließ die Westinghouse-Station in Hastings ein fünfminütiges Programm, das besonders für die Bedürfnisse der Bevölkerung der arktischen Zone aufgestellt war, durch die Luft. Dieses Programm enthielt persönliche Nachrichten von den Angehörigen der Weissen im fernsten Norden, die offiziellen Verfügungen der kanadischen Provinzialverwaltungen und einen Radiobericht, den die United Press für diese Zwecke aufgenommen hat. Hieran schloß sich eine einündliche Aufführung von klassischer Instrumentalmusik und Volksliedern, die durch mehrere Orchester und Gesangsvereine ausgeführt wird. Der Sommer wird schon weit voranschreiten sein, ehe in Amerika auf dem nördlichen Wege Nachrichten eintreffen werden, die erkennen lassen, wie das Programm bei den Eskimos aufgenommen worden ist.

Geschichten um Shaw

Wie man Anekdoten gangbar macht.

Der Wiener Schriftsteller Max Havel erzählte vor Jahren folgende nette, kleine Geschichte: Ein Mann von ebenso viel Reichtum des Geistes wie Höflichkeit des Körpers heiratete eines Tages eine zwar außerordentlich dumme, aber blendend schöne Frau und dachte dabei an das Kind, das er haben wollte: so klug wie er, so schön wie sie! Aber es kam anders, das Kind wurde heran: äußerlich ganz der Vase, geistig ganz die Mutter.

„Das Kind“ nannte Havel die Anekdote.

Der kurze ging nun eine Geschichte durch die deutsche Presse, die der „Corriere della Sera“ erzählt hatte und die Bernard Shaw zum Helben dergleichen verwickeltesten Angelegenheit machte. Danach habe eine überspannte amerikanische Tänzerin und Schauspielerin einen Antrag gemacht und diesen mit dem zu erwartenden fabelhaften Nachwuchs begründet. Shaw aber habe dankend verzichtet, denn... siehe oben... es könne doch auch umgekehrt kommen...

Nun konnten wirklich beide recht gut die nächsten Schritte gefunden haben, Shaw und Havel. Über eine Sache keine Ruhe ließ, besaßte beide, worauf dann Havel hoch und heilig die literarische Originalität seiner Schmar, während Shaw den folgenden Brief schrieb:

London, den 3. März

Werner Herr!

„Sie bitten mich, den Fall der Fabel „Das Schicksal der Tänzerin“ (Max Havel) und der Fabel „Barn und die schöne Tänzerin“ im „Corriere della Sera“ zu erklären. Welches ist das Original und welches Plagiat? Sicher ist die Bernard-Shaw-Geschichte das Plagiat und „Das Kind“ das Original.

Kein Plagiator würde ein gangbares Stück Journalistik in eine literarische Fabel verpacken, aber kann ein plünderer Journalist aus einer literarischen Fabel eine gut anbringende aktuelle Kritik machen, sonnenklar, daß die Sache so liegt.

Aber nun darf Herr Max mich nicht blamieren, hat nämlich weder aus eugenischen noch aus anderen Gründen eine schöne amerikanische Tänzerin die Heirat vorgeschlagen. Der in Frage stehende Journalist hat die Tänzerin und ihren Antrag nicht die geistreiche Anekdote des Herrn Max — und nicht zum Helben dieses Märchens, weil die Zeitung einmal Geschichten über mich laufen, 18 Prozent Geschichten sind glatte Lügen, 2 Prozent wahr. Der Rest ist wahr, aber verdrängt wiedergegeben.

Mit herzlichem Gruß!

G. Bernard Shaw

(Mitgeteilt von Walter...)

Abbau der Stierkämpfe?

Ein Madrider Blatt meldet, daß es dem spanischen Parlament gelungen sei, das Verbot des Aufstehens berittenen Stierkämpfers zu beseitigen. Die Stierkämpfe werden nach gebräuchlicher Weise in Spanien (im Gegensatz zu Portugal, Südfrankreich) damit eingeleitet, daß der Stier zunächst einige Lanzettreiter — Picadores, losgelassen wird. Die Begegnungen selbstverständlich zu Ungunsten des Reiters vor allem seines Pferdes ausfallen, werden die Picadores auf die verbrauchtesten, ältesten und lahmsten Güte geachtet vor dem Antritt des Stieres nicht mehr durch eine schnelle Gangart in Sicherheit bringen können. Infolgedessen wiederholt sich bei allen Stierkämpfen die grauenhafte, daß der Stier dem Pferde mit den Hörnern den Bauch so daß es oft genug mit herausgehenden Eingeweiden die Arena taumelt. Man geht sogar soweit, Pferde, die ersten Zusammenstoß mit dem Stier nicht völlig erlitten, auf barbare Weise provisorisch wieder zusammenzufügen, dann den Hörnern des nächsten Stieres auszuliefern. Man sich davor hüten müssen, zu glauben, daß in absehbarer Zukunft wesentliche Veränderungen oder Abschaffung der Stierkämpfe in Spanien durchgeführt werden könne. Das was die spanischen Tierschutzvereine vielleicht erreichen dürfte die in Südfrankreich geltende Vorschrift sein, Pferde der Picadores durch Schutzhelme geschützt werden eine Maßnahme, die keineswegs den Abbau der Stierkämpfe vorbereitete, sondern diesem für den Reiter und die Zuschauer blutigen Sport eine große Zahl neuer Anhänger sich dürfte, deren Nerven die furchtbaren Einblicke der glühenden Stierkampfbestimmungen nicht ertragen könnten.

Theaterpiel, das blutiger Ernst war

Wie schon kurz gemeldet, erhielt dieser Tage bei einer Aufführung der „Waldsee“ in der Metropolitan-Oper zu New York Michael Bohnen im Zweikampf mit dem Darsteller Edmund Laubenthal, eine nicht unerhebliche Verwundung. Unterbrechung der Vorstellung zwang. Fast gleichzeitig in Tours bei einer „Carmen“-Aufführung die Darstellerin Titelle in der letzten Szene von dem allzu realistischen Spieler José glücklicherweise nur leicht verwundet. Ähnliche Fälle in der Theatergeschichte durchaus nicht selten. Die wohlberühmte englische Schauspielerin Mac Ready bei einer Aufführung des „Macbeth“ seinen unglücklichen Kollegen Titelle darstellte, so unglücklich getroffen, daß er auf der Bühne starb. Garrick, der klassische Shakespeare-Darsteller der englischen Bühne, pflegte sich als Othello in die Rolle des Mohls hineinzubringen, daß schließlich keine Schauspielerin mehr Risiko eingehen wollte, mit dem berühmten Schauspieler zusammenzuspielen. Denn Garrick geriet in der Szene im 5. Akt, 3. Szene in Gefahr, daß er keine Notwendigkeit tatsächlich in der französischen Schauspieler Baron Starch ebenfalls an einer der Bühne erlittenen Verwundung, als er beim Barriere Gegenstoß von Don Gomez in der Aufführung des „Hindlings“ in den vorgehaltenen Degen hineinstieß. Ähnliche Fälle hat auch Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit zu verzeichnen. So ver wundete im Jahre 1913 in New York berühmte Geraldine Farror bei einer Aufführung der „Tosca“ schufte Scarpa glücklicherweise nur leicht. In Frankreich wurde im Jahre 1898 der berühmte Mounet-Sully bei einer Aufführung von „Mithras, Märtyrer“ um ein Haar ein Opfer Rolle, weil er allzu fest ans Kreuz geschnürt worden war. Fragt man sich heute noch das aufbelebende und aufgeregte Abende, als die dort geschickte Schauspielerin Benoni in Schlußszenen von „Romeo und Julia“ sich den Dolch so fest in die Brust steck, daß sie nur mit knapper Not gerettet werden konnte.

Berliner Theater.

Aus Berlin wird uns geschrieben:

Einem hohen Anlauf zur Entdeckung und Förderung eines neuen dramatischen Stils bei in den letzten Wochen die „Vollstunde“ angenommen. Jeder hat bei dabei einen ungeheuren Ehrgeiz gehabt. Man konnte mit Recht an die Uraufführung des Schauspielers „Sturmflut“ von Alfons Paquet die höchsten Erwartungen knüpfen, wenn man sich der gewaltigen künstlerischen Leistung des dramatischen Romans „Haben“ erinnerte. Was aber damals in herausragender Gestalt ist, weil der Dichter eine Rolle spielte auf realen historischen Vorgängen aufbauend, welche überdies, als Paquet es unternahm, ein wahrhaftiges Ereignis unserer Zeit, die bolschewistische Revolution, in allerhöchster Form darzustellen. So steht dem Auf- und Absteigen der Revolution, die Zeitartikel sprechen, jede zusammenhängende dramatische Entwicklung, jede Anknüpfung und jede Spannung. Ein solches Interesse gegen die Aufführung noch durch das Zusammenwirken von Bühne und Film. Es mag dahingestellt bleiben, ob auf diesem Wege die dramatische Darstellung eine Bereicherung erfahren kann. Bei Paquet ist sie jedenfalls noch nicht gelungen. Wenn zum Beispiel der dritte Akt „Haben“, der Tage von Lenin zeigt, eine Anknüpfung an die auf der Bühne veranschaulichte Volkswende hält, so wirkt das im Hintergrund auf der Mittelbühne erscheinende Bild einer sich fortbewegenden tausendköpfigen Jubelmasse einfach furchig und furchig. Man kann auch Paquet nicht einmal eine höhere Deutung weltanschaulicher Vorgänge in diesem Werk zuschreiben, denn die Revolution selbst ist mit fast jeder geistigen Tätigkeit verbunden. Man kann auch Paquet nicht einmal eine höhere Deutung weltanschaulicher Vorgänge in diesem Werk zuschreiben, denn die Revolution selbst ist mit fast jeder geistigen Tätigkeit verbunden.

erstellte „Wotan“, die erst jetzt ihre Uraufführung im Theater „Die Tribüne“ erlebte. Toller gibt hier eine übermäßige, mit komödiantischen Übertreibungen, ein erfüllte Verpöpfung des vollen Kavaliersfreiers und Schwärzers für Kassenerneuerung, die jedoch schon seit der Kallstellung des Profanis Hinder ihre einflussreiche bewusste Aktualität zu verlieren beginnt. Gleichwohl weist das Werk eine überaus lebendige, wirksame Charakterisierung der einzelnen Typen auf und bezieht die Proteste zu erschütternder Form. So ergab die Aufführung dank der von kürzlichem Tempo schwächenden Spielweise von Jürgen Fehling und der besten Vorbereitung der Titelrolle durch Karl Arthur Roberts einen hohen künstlerischen Erfolg. Hinterher gab es noch das bereits vorübergehende „Haben“ in der „Vollstunde“ ausgeführte Puppenspiel „Die Ringe des verbotenen Diebstahls“. Diese spielerische Aufführung hat jedoch Toller so fern, daß er es nicht vermog, seinem Ernst in eleganter Sprache zu versehen, und als einziger Gewann die wunderbare Frucht der gemessenen Verse bleibt.

„Ganz unproblematisch“ und eben darum um so erfolgreicher ist die neue Komödie „Die Ringe“ mit seiner neuen Komödie „Die Ringe“ um deren fast fehlerhafte Uraufführung sich Berliner im Staatstheater verdient gemacht hat. Im Mittelpunkt dieses Stückes, das ein buntes, reizvolles Bild der internationalen Gegenwart in dem kleinen Szenario bei Benedikt, steht ein hochgelehrter, der seine eigene Komposition verleiht, als ein Gelehrter unter wird, und der schließlich von seinem Nebenbuhler auf seiner Motorbahn der politischen Verfolgung entzogen wird. Der belächelte Dialog erinnert an die leichten Dialekte von Shaw und ist jedoch nicht geistreich und tiefer als in manchem Worte von Carl Sternheim oder während von Georg Kaiser. Reichlich hilft sich der Dichter auch beim überlegenen Duelle gegenwärtigen können als Rudolf Korman und Fritz Kortner.

Den Gespielen der Selteneren Bühnen im Berliner Theater verstanden wir die Bekanntheit mit der Hölischen „Königin Luise“ von Ludwig Berger. Die dramatische Aufführung der Hölischen ist offenbar auch hier wieder eine der „Königin Luise“. Wo sich aber hier ein solches Schauspiel zu einer tragischen Beteiligung zu

gelangen, da bleibt nur leere Theatralik. Zwar vermag auch sentimentale Verherrlichung der Brautentführung nicht den höchsten Eindruck der Intriganten gegenüber Napoleon zu wecken, aber im Grunde genommen gehört diese Handlung in längst überwinden glaubliche Größe der historischen Intrigant. Wasteraden eines Wüstenbruders. Daß dieser Eindruck wachsende Aufführung nicht stärker zur Geltung kam, war das Verdienst Käse Dorck, Friedrich Kandler und einer Reihe weiterer geschickter Darsteller.

Jannerhin haben Oper und Operette bei den letzten einstudierungen noch schiefere abgegrenzt als das Schauspiel. Die neue Operette „Aga Khan“ von Lehár, die den Schöpfer des „Deutschen Künstlertheaters“ bildet, hat nicht nur Leibes, das von den landläufigen konventionellen Umwehrlichkeiten trotz, sondern erhebt sich auch musikalisch, abgesehen von dem echt Lehárischen Liebeslied „Wenn dich ich die Welt“ kaum über den üblichen Durchschnitt. Natürlich Richard Tauber, vor dessen Operettenspielen und glanzvollen Kopftönen die Frauen hinhinnehmen, seine Partnerin Vera Sowa und der lebenswüchsig-vollglatte Komiker Eugen Kez ein gefundenes Fressen für das Publikum solcher Aufführungen. In der Stadtoper brachte uns das Hofspiel der ersten republikanischen Sängerin Lotte Lehmann von der Wiener Staatsoper nach einem von Hans Jander sehr schwingvoll geleiteten Wiederholungs „Toten Tug“ von D'Alfieri eine Neuerungsbildung heute schon halbergesessenen Oper „Blau-Blau“ von Hoffmann um die sich der Intendant Dietrich als Spielleiter und Komponist als Dirigent mit höchstvoller Hingabe und bestem Können bewährte. Die von dem Dichterkomponisten nach einem zweifachen dramatischen Romanen sehr fruchtbarsten Novelle von Fuch zusammengefasste Handlung schwebt in leterer Theatralik von vorwiegend schillernden Szenen und wirkt deshalb — von zwei köstlichen Einbruchszenen abgesehen — ausgeprochen langweilig. Die Musik zeigt eine gute Verknüpfung der Komponisten mit all den Situationen von Mozart bis Wagner, entbehrt aber der Eigenart und der quellenden Erfindung. Deshalb dürfte auch hier jeder hinsichtlich der Aufführung wohlwollend übersehen und dem Opern-Dauererfolg überlassen.